

ALAN WATTS

# Die Illusion des Ich

On the Taboo Against Knowing  
Who You Are



### *Buch*

Die Illusion unseres Egos besteht darin, zu glauben, dass es mit seinen Gedanken, Gefühlen, Hoffnungen, kurz mit seiner Persönlichkeit, das Maß aller Dinge sei. Anders ausgedrückt: dass jeder Mensch für sich allein den Daseinskampf ausfechten muss. Dieser materialistischen Illusion stellt Alan Watts die Perspektive der vedantischen Philosophie gegenüber. Der Mensch als ein Teil des Ganzen erkennt sich auf einer tiefen spirituellen Ebene als eins mit der göttlichen Urenergie, die alles durchdringt. Damit verliert die Furcht vor dem Tod ebenso ihre Realität wie die ausschließliche Konzentration der westlichen Kultur auf materielle Werte. Alan Watts beschreibt, dass unsere verzerrte Wahrnehmung der Realität dazu geführt hat, moderne Technologie zur Ausbeutung des Planeten zu missbrauchen. »Die Illusion des Ich« wird allgemein als das zentrale Werk von Alan Watts' Schaffen angesehen, das in über 25 Büchern seinen Ausdruck gefunden hat. Als ebenso humorvolle wie kompakte Einführung in östliche Spiritualität gilt es als Initiationsbuch für Jung und Alt.

### *Autor*

Geboren 1915 in England, wanderte Alan Watts 1938 in die USA aus, um an der University of Vermont Theologie zu studieren. International machte er sich einen Namen mit seinen Zen-Studien und den Abhandlungen über westliche und östliche Spiritualität. Watts betätigte sich u. a. als anglikanischer Priester, Autor, Moderator und Rektor der American Academy of Asian Studies in San Francisco. Mit seinen Studenten unternahm er Reisen nach Japan, Burma, Ceylon und Indien. Watts starb im Alter von 73 Jahren in Kalifornien.

**ALAN WATTS**

**Die Illusion  
des Ich**

On the Taboo Against Knowing  
Who You Are

Aus dem Englischen  
von Wolfgang Stifter

Die englische Originalausgabe dieses Buches erschien unter dem Titel  
»The Book on the Taboo Against Knowing Who You Are«  
bei Jonathan Cape Ltd, London.

Taschenbuch-Neuausgabe Mai 2005

© 1966 Alan Watts

© 1980 der deutschsprachigen Ausgabe

Wilhelm Goldmann Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: photonica/Johner

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Verlagsnummer: 21717

WL · Herstellung: CZ

Made in Germany

3-442-21717-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

1. Auflage

*Meinen Kindern und Enkeln*

*Joan*

*Tia*

*Ann*

☆

*Mark*

☆

*David*

*Richard*

*Myra*

*Elizabeth*

*Lila*

*Michael*

*Christopher*

*Diane*

# Inhalt

Vorwort

9

**1** Was man als Eingeweihter wissen muss

11

**2** Das Schwarz-Weiß-Spiel

39

**3** Wie man zu einem echten Schwindler wird

79

**4** Die Welt ist unser Körper

125

**5** Was nun?

153

**6** ES

195

Ausgewählte Literatur



## Vorwort

Dieses Buch befasst sich mit einem unerkannten, aber sehr mächtigen Tabu – mit unserem stillschweigenden Einverständnis, zu ignorieren, wer oder was wir wirklich sind. Ich stelle kurz gesagt die Behauptung auf, dass die weit verbreitete Empfindung des eigenen Selbst als ein von den übrigen Dingen getrenntes Ich hinter einer äußeren Hülle aus Haut eine Halluzination ist, die weder mit den westlichen Wissenschaften noch den experimentellen Philosophie-Religionen des Ostens – insbesondere den Kerngedanken der Vedanta-Philosophie des Hinduismus – in Einklang gebracht werden kann. Diese Halluzination steht auch hinter dem Missbrauch der Technik, mit der der Mensch seine natürliche Umgebung gewaltsam unterjocht und sie damit schließlich zerstört.

Wir bedürfen deshalb dringend einer Empfindung unserer eigenen Existenz, die mit den physikalischen Tatsachen übereinstimmt und die unser Gefühl der Entfremdung vom Universum bewältigen hilft. Zu diesem Zweck



habe ich auf die Einsichten der Vedanta-Lehre zurückgegriffen, sie aber vollkommen zeitgemäß und im westlichen Stil formuliert. Dieses Buch ist deshalb kein Versuch eines Lehrbuchs oder einer Einführung im üblichen Sinn, sondern eine künstliche Kreuzung zwischen westlicher Wissenschaft und östlicher Intuition. Besonders bedanken möchte ich mich bei meiner Frau, Mary Jane, für ihre sorgfältige redaktionelle Hilfe und für ihre Kommentare zum Manuskript. Ebenfalls danken möchte ich der Bollingen Foundation für ihre finanzielle Unterstützung eines Projekts, zu dem dieses Buch gehört.

Sausalito, Kalifornien

Januar 1966

Alan Watts

# 1

## **Was man als Eingeweihter wissen muss**

Was genau sollte ein junger Mann oder eine junge Frau wissen, um »eingeweiht« zu sein? Mit anderen Worten: Gibt es irgendein verborgenes Wissen, irgendein besonderes Tabu, irgendwelche Informationen über die wahren Hintergründe des Lebens und des Seins, die die meisten Eltern und Lehrer entweder nicht kennen oder die sie nicht weitergeben wollen? In Japan war es früher einmal üblich, jungen Leuten, die kurz vor ihrer Hochzeit standen, ein »Kissenbuch« zu geben, ein kleines Büchlein mit oftmals farbigen Holzschnitten, das alle Einzelheiten des Geschlechtsverkehrs zeigte. Es ging nicht einfach darum, dass – wie der Chinese sagt – »ein Bild mehr wert ist als zehntausend Worte«, es ersparte auch den Eltern die Verlegenheit, über diese intimen Dinge von Angesicht zu Angesicht zu sprechen. In der westlichen Welt kann man heutzutage solche Informationen an jedem Zeitungsstand bekommen. Der Sex ist kein ernsthaftes Tabu

mehr. Teenager wissen manchmal mehr darüber als Erwachsene.

Wenn aber der Sex nicht mehr das große Tabu ist, was ist es dann? Denn es gibt immer irgendetwas, was tabuisiert wird, etwas, was man verdrängt, nicht zugibt oder nur ganz kurz aus den Augenwinkeln heraus anzuschauen wagt, weil ein direkter Blick zu sehr verunsichern würde. Tabus sind innerhalb Tabus verborgen, sie sind geschichtet wie die Schalen einer Zwiebel. Wie würde also das Buch aussehen, das Väter ihren Söhnen und Mütter ihren Töchtern unauffällig in die Hand drücken würden, ohne es jemals offen zuzugeben?

In manchen Kreisen wird die Religion stark tabuisiert, sogar in Kreisen, wo die Leute in die Kirche gehen oder die Bibel lesen. Die Religion gilt dort als Privatsache. Es gehört sich nicht, darüber zu sprechen oder zu diskutieren, und es verstößt noch mehr gegen die Regel, wenn man seine Frömmigkeit offen zur Schau trägt. Wenn man sich aber in eine der Standardreligionen vertieft – dabei spielt so gut wie gar keine Rolle, in welche –, dann fragt man sich, was diese Geheimniskrämerei denn nun eigentlich soll. Das Buch, das ich im Sinn habe, wäre sicherlich nicht die Bibel, das »gute Buch«, jene faszinierende Anthologie über die Weisheit, die Geschichte und die Mythen der alten Vorfahren, die so lange wie eine heilige Kuh behandelt worden ist, dass man sie jetzt ein oder zwei Jahrhunderte lang einschließen müsste, damit die Menschen sie wieder frisch aufnehmen könnten. Es gibt

in der Tat Geheimnisse in der Bibel, von denen manche sehr subversiver Natur sind. Die schwer verständliche Form der Darstellung, die archaischen Symbole und Denkweisen haben es aber unglaublich schwer gemacht, das Christentum einem modernen Menschen zu erklären, es sei denn, man begnügt sich mit den Grundsätzen »Sei ein guter Mensch« und »Versuche, Jesus nachzufolgen«. Es findet sich aber niemand, der einem erklärt, wie er das tun soll. Damit er es kann, muss er im Besitz einer besonderen Kraft sein, die von Gott stammt und die »Gnade« genannt wird, aber alles, was wir wirklich über die Gnade wissen, beschränkt sich darauf, dass manche sie besitzen und andere wiederum nicht.

Die Standardreligionen, sei es das Judentum, das Christentum, der Islam, der Hinduismus oder der Buddhismus, gleichen in der Form, wie sie heute praktiziert werden, erschöpften Minen: Es ist sehr schwer, aus ihnen noch etwas herauszuholen. Mit einigen Ausnahmen, die sich aber nicht allzu leicht finden lassen, scheinen ihre Gedanken vom Menschen und der Welt, ihre Vorstellungen, ihre Riten und ihre Auffassungen über ein rechtes Leben nicht in die Welt zu passen, wie wir sie heute kennen, oder nicht in eine Welt, die sich so schnell verändert, dass vieles von dem, was man in der Schule lernt, am Tag der Abschlussprüfung bereits wieder veraltet ist.

Das Buch, an das ich denke, wäre zwar nicht religiös im üblichen Sinn, aber es würden darin viele Dinge besprochen werden, mit denen sich die Religionen befasst ha-

ben, etwa das Universum und der Platz des Menschen in diesem Universum, das rätselhafte Zentrum unserer Erfahrung, das wir unser »Selbst« nennen, die Probleme von Leben und Liebe, Schmerz und Tod, und die Frage, ob die Existenz in irgendeiner Hinsicht überhaupt so etwas wie einen Sinn besitzt. Es macht sich nämlich immer stärker die Befürchtung breit, dass die Existenz mit dem Leben einer Ratte in einer Falle zu vergleichen ist: Die lebendigen Organismen, einschließlich des Menschen, seien lediglich Röhren, die an einem Ende Dinge hineintun und sie am anderen Ende wieder hinauslassen. Dieser Prozess wiederholt sich ständig und nutzt dadurch auf längere Sicht gesehen den Organismus ab. Um bei der Farce zu bleiben: Die Röhren finden Möglichkeiten, neue Röhren zu machen, wobei sie ebenfalls an einem Ende Dinge hineintun und andere Dinge hinauslassen. An der Eingangsöffnung der Röhren entwickeln sich sogar Nervenganglien, die man zusammenfassend das Gehirn nennt, es finden sich Augen und Ohren, mit denen sich die Röhren die Dinge geschickter holen können, die sie verschlingen wollen. Sobald und wenn sie genug zu essen bekommen haben, nützen sie ihre überschüssigen Energien, um sich auf komplizierte Art hin- und herzubewegen, wobei sie alle möglichen Geräusche von sich geben wie etwa, indem sie durch die Eingangsöffnung Luft ein- und ausblasen und sich in Gruppen zusammentun, um gegen andere Gruppen zu kämpfen. Mit der Zeit entstehen an den Röhren Zusatzgeräte in solcher Hülle

und Fülle, dass die Röhren als solche kaum mehr erkannt werden können, dies gelingt ihnen in vielerlei und verwirrender Form. Es gibt zwar eine vage Regel, dass man Röhren von der Form wie der eigenen nicht essen darf, aber im Allgemeinen herrscht ein fieberhafter Wettstreit im Hinblick darauf, welche Form von Röhren die beste Qualität besitzt. All dies scheint ein so erstaunlicher Unsinn zu sein, aber wenn man darüber nachzudenken beginnt, fängt man an, mehr darüber zu staunen, denn es als Unsinn zu empfinden. Tatsächlich scheint das alles höchst seltsam zu sein.

Es ist eine besondere Form der Erleuchtung, wenn man das Gefühl hat, dass die Art und Weise, wie die Dinge normalerweise sind, höchst seltsam ist – rätselhaft und völlig unwahrscheinlich. G.K. Chesterton hat einmal gesagt, es sei eine Sache, über ein Gorgonenhaupt oder über den Vogel Greif – also über Kreaturen, die nicht existieren – zu staunen, es sei aber etwas ganz anderes und viel Höherwertiges, wenn man über ein Rhinoceros oder über eine Giraffe staunt, also über Lebewesen, die tatsächlich existieren und doch so aussehen, als wären sie nicht wirklich. Dieses Empfinden, dass alle Dinge so seltsam seien, schließt auch eine tief zu Herzen gehende Frage nach dem Sinn der Dinge mit ein. Warum von allen möglichen Welten ausgerechnet diese kolossale und anscheinend überflüssige Vielzahl von Galaxien in einem rätselhaft verlaufenden Raum-Zeit-Kontinuum, diese Myriaden von verschiedenen Röhrenarten, die mit wilder Freude Spiele

spielen, um sich gegenseitig zu übertreffen, diese zahllosen Möglichkeiten dessen, wie etwas beschaffen ist, von der eleganten Architektur des Schneekristalls oder der Diatomeen bis hin zu der nahezu blendenden Pracht eines Leierschwanzes oder eines Pfaus?

Ludwig Wittgenstein und andere moderne »logische« Philosophen haben versucht, diese Frage zu unterdrücken, indem sie sagten, sie hätte keinen Sinn und dürfe deshalb nicht gestellt werden. Die meisten philosophischen Probleme soll man dadurch lösen, dass man sich von ihnen befreit, indem man zu dem Punkt kommt, an dem man einsieht, dass solche Fragen wie: »Warum dieses Universum?« eine Form einer intellektuellen Neurose seien, ein Missbrauch von Worten, der sich daraus ergibt, dass die Frage zwar vernünftig  *klingt*, aber eigentlich genauso sinnlos ist wie die Frage: »Wo ist dieses Universum?«, wenn doch alle Dinge, die überhaupt irgendwo sind, irgendwo innerhalb des Universums sein müssen. Die Aufgabe der Philosophie besteht darin, die Leute von solchen Verirrungen des Geistes zu kurieren. Wittgenstein hatte, wie wir sehen werden, in dieser Beziehung nicht Unrecht. Dennoch ist man nicht krank, wenn man staunt und solche Fragen stellt. Dieses Staunen und die Art, wie es sich in der Dichtung und den Künsten niedergeschlagen hat, gehören zu den bedeutendsten Dingen, die uns offenbar von anderen Tieren unterscheiden und die intelligente und feinfühlig Personen von einfältigen Menschen trennen.

Gibt es aber irgendein Wissen über die wahren Hintergründe dieser erstaunlichen Ordnung der Dinge, etwas, was niemals wirklich durch die gewöhnlichen, für die Antwort vorgesehenen Kanäle – die historischen Religionen und Philosophien – zu uns dringt? Es gibt ein solches Wissen. Es wurde immer wieder zum Ausdruck gebracht, aber in einer Form, die wir heute in dieser Zivilisation nicht verstehen. Wir erkennen nicht, dass dieses Wissen äußerst subversiver Natur ist, wenn auch nicht so sehr im politischen und moralischen Sinn, da es unsere gewöhnliche Sicht der Dinge, unseren gesunden Menschenverstand, vollkommen auf den Kopf stellt. Dieses Wissen über die wahren Hintergründe kann natürlich auch politische und moralische Konsequenzen haben, wir besitzen aber noch keine klare Vorstellung davon, wie diese Konsequenzen beschaffen sein könnten. Bisher hat sich diese innere Revolution des Geistes nur bei ziemlich isolierten Einzelpersonen ereignet; meines Wissens hat sie noch nie ganze Gemeinschaften oder gar Gesellschaften betroffen. In dieser Hinsicht wurde sie für viel zu gefährlich gehalten, deshalb auch ihre Tabuisierung.

Die Welt befindet sich aber in einer äußerst gefährlichen Situation, und ernsthafte Erkrankungen machen häufig das Risiko einer gefährlichen Kur notwendig, wie etwa die Tollwut die Behandlung mit dem Pasteur-Serum erfordert. Es geht nicht darum, dass wir Gefahr laufen, unseren Planeten mit Atombomben in die Luft zu sprengen, uns durch Überbevölkerung zu strangulieren,



unsere natürlichen Reserven durch unzureichende Bewahrung zu zerstören oder die Erde und ihre Produkte durch falsche Behandlung mit Chemikalien und Schädlingsbekämpfungsmitteln zu ruinieren. Hinter all dem besteht die Möglichkeit, dass die Zivilisation ein riesiger technologischer Prozess sein kann, aber durch Methoden, die die meisten Menschen als unverständlich, erschreckend und verwirrend empfinden werden – aus dem einzigen Grund, weil sie sich dauernd ändern werden. Man kann es mit einem Spiel vergleichen, dessen Regeln sich dauernd ändern, ohne jemals deutlich gemacht zu werden – ein Spiel, aus dem man nur aussteigen kann, wenn man Selbstmord begeht, und wo es keine Möglichkeit gibt, zu einer älteren Form des Spiels zurückzukehren.

Doch das Problem der Beziehung des Menschen zur Technik wird fast immer falsch dargestellt. Man sagt, die Menschheit hätte sich einseitig entwickelt, die Technik wäre gewachsen, ohne dass damit eine vergleichbare Entwicklung der moralischen Integrität einhergegangen wäre oder – wie manche sagen würden – ohne dass gleichzeitig ein vergleichbarer Fortschritt in der Erziehung und im rationalen Denken stattgefunden hätte. Das Problem ist aber grundlegenderer Natur. Die Wurzel des Übels ist die Art und Weise, wie wir uns als menschliche Wesen fühlen und begreifen, wie unsere Empfindung des Lebendigseins, der individuellen Existenz und Identität beschaffen ist. Wir leiden unter einer Halluzination, unter

einer falschen und verzerrten Sichtweise unseres organismisch-lebendigen Seins. Die meisten von uns haben das Gefühl, dass ihr »Selbst« ein von der Hülle des Körpers umschlossenes, isoliertes Gefühls- und Handlungszentrum ist, dem eine »äußere« Welt von Personen und Dingen »gegenübersteht« und das durch die Sinne Kontakt mit einem fremden und seltsamen Universum unterhält. In der Alltagssprache finden sich Beispiele, in der diese Illusion ausgedrückt wird: »Ich bin auf die Welt gekommen«, »Du musst der Realität ins Auge sehen« oder »Die Eroberung der Natur«.

Das Gefühl, einsame und kurzlebige Besucher im Universum zu sein, steht in einem absoluten Gegensatz zu allem, was die Wissenschaften über den Menschen (und alle anderen lebenden Organismen) wissen. Wir sind nicht »auf die Welt gekommen«, wir sind »aus ihr hervorgegangen«, wie Blätter aus einem Baum. Wie der Ozean »wogt«, so »bevölkert« sich das Universum. Jeder Einzelne ist ein Ausdruck des ganzen Reichs der Natur, eine einmalige Handlung des gesamten Universums. Diese Tatsache wird von den meisten Menschen selten, wenn überhaupt, erfahren. Sogar diejenigen, die wissen, dass diese Tatsache theoretisch richtig ist, fühlen oder empfinden sie nicht, sondern nehmen sich weiterhin als isolierte »Ichs« innerhalb der Grenzen ihrer Haut wahr.

Das erste Ergebnis dieser Illusion besteht darin, dass unsere Einstellung gegenüber der Welt »außerhalb« von uns größtenteils feindselig gefärbt ist. Wir sind immer da-

bei, die Natur, das Weltall, die Berge, die Wüsten zu »erobern« bzw. die Bakterien und Insekten zu »bekämpfen«, statt zu lernen, mit ihnen in Harmonie zusammenzuleben. In Amerika sind die markantesten Symbole für diese Eroberung der Bulldozer und die Rakete, also das Instrument, mit dem in Hügeln gewaltsam Platz für Häuser gemacht wird, und jenes gigantische phallische Projektil, das die Luft versengt. (Wir haben aber auch feinsinnige Architekten, die es verstehen, Häuser in Hügel zu bauen, ohne die Landschaft zu ruinieren, und Astronomen, die wissen, dass sich die Erde bereits im Weltall befindet und dass das Erste, was zur Erforschung anderer Welten notwendig ist, empfindliche elektronische Instrumente sind, die – gleich unserem Auge – die entferntesten Objekte an uns heranholen und sie dadurch unserer Wahrnehmung zugänglich machen\*.) Die feindselige Einstellung, die sich in der Eroberung der Natur äußert, ignoriert die grundlegende gegenseitige Abhängigkeit aller Dinge und Ereignisse, den Umstand, dass die Welt jenseits unserer Körperoberfläche eigentlich eine Erweiterung unseres eigenen Körpers ist, und wird im Endeffekt zur Zerstörung der Umwelt führen, aus der wir her-

---

\* »Ich glaube nicht, dass etwas wirklich Sinnvolles herauskommt, wenn wir diesen Haufen Schlacke, der die Oberfläche unseres Mondes ausmacht, erforschen ... Niemand sollte glauben, dass das enorme finanzielle Budget der NASA besagt, die Astronomie würde jetzt mit zahlreichen Mitteln unterstützt.« Fred Hoyle, *Galaxies, Nuclei and Quasars*. Heinemann Educational, 1966.

vorgegangen sind und von der unser ganzes Leben abhängt. Das zweite Ergebnis des Empfindens, wir seien isolierte Geister in einem fremden und größtenteils sinnlosen Universum, besteht darin, dass wir uns in keinerlei Hinsicht darüber einigen können, welchen Sinn wir der Welt geben wollen. Eine Meinung steht gegen die andere, und deshalb trifft derjenige, der seine Meinung in der aggressivsten und gewalttätigsten Form verfiicht – also ausgerechnet der Unsensibelste –, die Entscheidungen. Ein Mischmasch von widersprüchlichen Meinungen, das mit der Gewalt der Propaganda zusammengehalten wird, ist wohl die schlechteste Grundlage für die Kontrolle einer mächtigen Technologie.

Es hat also den Anschein, als ob wir ein Genie brauchten, das eine neue Religion, eine neue Lebensphilosophie oder eine neue Weltanschauung erfindet, die plausibel ist, für das späte 20. Jahrhundert im Allgemeinen akzeptabel erscheint und die jedem Einzelnen zu dem Empfinden verhilft, dass die Welt als Ganzes und sein eigenes Leben im Besonderen einen Sinn haben. Wie aber die Geschichte immer wieder lehrt, genügt dies allein nicht. Die Religionen möchten sich voneinander klar abgegrenzt wissen und sind streitsüchtig. Auch in ihnen werden Werturteile über Menschen gefällt, weil sie trennen müssen zwischen den »Erlösten« und den »Verdamnten«, den Rechtgläubigen und den Ketzern, den »In-Groups« und den »Out-Groups«. Sogar religiös liberal eingestellte Personen spie-

len das Spiel: »Wir sind toleranter als ihr«. Da außerdem Religionen Doktrinen, Symbole und Verhaltensmaßregeln beinhalten, verhärten sie sich zu Institutionen, die Loyalität befehlen, verteidigt werden und »rein« gehalten werden müssen. Zudem ist jeder Glaube gleichbedeutend mit inbrünstiger Hoffnung und somit ein Deckmantel für Zweifel und Unsicherheit; deswegen müssen Religionen Menschen bekehren. Je mehr Menschen einer Religion angehören, umso geringer der Zweifel über ihre Position. Schließlich ist man verpflichtet, Christ oder Buddhist zu sein, egal, was auch in der Form neuen Wissens kommen mag. Neue und schwer verdauliche Gedanken müssen erst einmal unabhängig davon, wie wenig sie mit den ursprünglichen Doktrinen vereinbar sein mögen, mit den religiösen Traditionen in Einklang gebracht werden, damit der Gläubige weiterhin seine Stellung behaupten und sagen kann: »Ich bin in allererster Linie ein Nachfolger von Christus/Mohammed/Buddha oder wem auch immer«. Eine starre Bindung an irgendeine Religion kommt aber nicht nur einem intellektuellen Selbstmord gleich, sondern ist tatsächlich eine Form des Unglaubens, da sie den Verstand vor jeder neuen Weltsicht verschließt. Glauben heißt vor allen Dingen Offen-Sein – Vertrauen in das Unbekannte zeigen.

Ein eifriger Zeuge Jehovas versuchte mir einmal klar zu machen, dass wenn es einen Gott der Liebe gäbe, er ganz sicher der Menschheit ein verlässliches und unfehlbares Buch mit Anleitungen für das richtige Verhalten geben

würde. Ich erwiderte daraufhin, kein besonnener Gott würde den menschlichen Verstand zerstören, indem er ihn so rigide und nicht anpassungsfähig machen würde, dass er sich für die Beantwortung aller Fragen auf ein einziges Buch, die Bibel, stützen müsste. Der Sinn der Worte, also auch eines Buchs, besteht doch darin, über sich hinaus auf eine Welt des Lebendigen und Erfahrbaren hinzuweisen, die nicht nur aus Worten oder gar nur Gedanken besteht. Genauso wie das Geld an sich kein wirklicher, genießbarer Wohlstand ist, sind Bücher nicht Leben. Heilige Schriften zu vergöttern kommt dem Essen von Papiergeld gleich. Deswegen wäre das Buch, das ich meinen Kindern gern in die Hand drücken würde, nur ein Mittel, um ihnen eine neue Welt – nicht nur eine Welt von Gedanken, sondern eine Welt lebendiger Erfahrungen und Gefühle – zu eröffnen. Es wäre eine Medizin auf Zeit, nicht eine lebenslange Diät, ein Ausgangspunkt, nicht ein ständiger Bezugsrahmen. Sie würden es lesen und könnten es dann beiseite legen, denn wenn es gut und klar geschrieben wäre, brauchten sie es sich nicht immer wieder vorzunehmen, um nach einem versteckten Sinn zu suchen oder um unverständliche Lehren besser zu begreifen.

Wir brauchen weder eine neue Religion noch eine neue Bibel, sondern eine neue Erfahrung – ein neues Selbst-Gefühl. Die Wahrheit über das Leben (die natürlich geheim und sehr tief ist) lautet, dass unser normales Selbstempfinden eine Täuschung ist oder bestenfalls dadurch zu Stande kommt, dass wir eine vorübergehende Rolle

spielen (bzw. in eine solche mit List hineingedrängt worden sind) – eine Täuschung, mit der wir stillschweigend einverstanden sind, so wie jede hypnotisierte Person im Grunde gewillt ist, sich hypnotisieren zu lassen. Das am stärksten gehütete Tabu aller Tabus, die wir kennen, ist das Wissen, wer oder was man tatsächlich hinter der Maske eines anscheinend eigenständigen, unabhängigen und isolierten Ichs ist. Ich denke dabei nicht an Freuds barbarisches »Es« oder sein »Unbewusstes« als eigentliche Wirklichkeit hinter der Fassade der Persönlichkeit. Wie wir noch sehen werden, stand Freud unter dem Einfluss einer Mode des 19. Jahrhunderts, die sich »Reduktionismus« nannte und die dem sonderbaren Bedürfnis entsprach, die menschliche Kultur und Intelligenz abzuwerten, indem man sie als glückliches Nebenprodukt blinder und irrationaler Kräfte betrachtete. Sie gaben sich also sehr viel Mühe, um den Beweis zu führen, dass Weintrauben auf Dornbüschen wachsen können.

Wie so oft ist das, was wir unterdrückt und übersehen haben, etwas, was eigentlich ganz deutlich auf der Hand liegt. Die Schwierigkeit besteht darin, dafür – eben weil es so sehr auf der Hand liegt und grundlegend ist – Worte zu finden. Man kann es einen Hintergedanken nennen, eine stillschweigende, tief im Inneren verborgene Erkenntnis, die wir nicht so leicht – sogar uns selber nicht – eingestehen können. Die Empfindung des eigenen »Ich« als ein einsames und isoliertes Zentrum unseres Wesens ist so stark, entspricht so sehr dem »gesunden« Men-

schenverstand und ist so grundlegend für unsere Sprech- und Denkweisen, unsere Gesetze und sozialen Einrichtungen, dass wir auch gar nicht anders können, als unser eigenes Ich nur als etwas Oberflächliches zu empfinden. Ich scheine nur ein kurzes, im ewigen Fluss der Zeiten einmaliges Aufleuchten zu sein – ein vereinzelter, komplizierter und allzu heikler Organismus am Rande der biologischen Evolution, wo sich die Woge des Lebens in einzelne leuchtende bunte Tropfen zerstäubt, die für einen kurzen Augenblick schimmern und dann für immer vergehen. Angesichts einer solchen Vorstellung scheint die Erkenntnis unmöglich oder sogar absurd zu sein, dass ich selber nicht nur in einem Tropfen bin, sondern in dem ganzen Schwall Energie, der sowohl die Galaxien als auch die Zellen in meinem Körper ausmacht. Auf dieser Seinsebene ist mein »Ich« unermesslich alt; meine Formen sind nicht begrenzt, und ihr Kommen und Gehen sind einfach das Pulsieren oder das Vibrieren eines einmaligen und ewigen Energieflusses.

Was diese Erkenntnis so schwierig macht, ist der Umstand, dass sie sich nicht mit unserem logischen Denkvermögen fassen lässt. Es ist so, als würde man versuchen, seine eigenen Augen ohne Zuhilfenahme eines Spiegels zu sehen oder die Farbe eines Spiegels mit den Farben zu beschreiben, die sich im Spiegel reflektieren. Genauso wie unsere Wahrnehmung mehr ist als alle Dinge, die wir sehen, lässt sich der »Grund« unserer Existenz und unseres Bewusstseins nicht mit Hilfe bekannter Dinge verste-



hen. Wir sind deshalb gezwungen, zu seiner Beschreibung Mythen, also bestimmte Metaphern, Analogien und Bilder zu verwenden, die ausdrücken, womit man diese Grundlage unseres Seins *vergleichen* kann und nicht, was sie *ist*. Auf der einen Seite heißt Mythos Fabel, Unwahrheit oder Aberglaube. Auf der anderen Seite liefert aber ein Mythos ein nützliches und ergiebiges Bild, mit dem wir uns das Leben etwa in derselben Art und Weise erklären können wie elektrische Kräfte durch den Vergleich mit dem Verhalten von Wasser oder Luft. Doch darf man einen »Mythos« in diesem zweiten Sinn nicht wörtlich nehmen, wie man auch die Luft oder das Wasser nicht mit der Elektrizität verwechseln darf. Wenn man also einen Mythos verwendet, muss man Acht geben, dass man nicht ein Bild mit einer Tatsache verwechselt, was etwa damit zu vergleichen wäre, dass man auf einen Wegweiser klettert, statt der Straße zu folgen.

Der Mythos ist also die Form, in der ich zu antworten versuche, wenn Kinder mir die grundlegenden metaphysischen Fragen stellen, die ihnen so schnell in den Sinn kommen: »Wo kommt die Welt her?« »Warum hat Gott die Welt erschaffen?« »Wo war ich, bevor ich geboren wurde?« »Wo gehen die Menschen hin, wenn sie sterben?« Ich habe immer wieder festgestellt, dass sie mit einer einfachen und sehr alten Geschichte zufrieden zu sein scheinen, die etwa folgendermaßen lautet:

»Es hat nie einen Zeitpunkt gegeben, an dem die Welt angefangen hat, weil sie immer wie in einem Kreis he-

rumgeht. Auf einem Kreis gibt es aber keinen Punkt, wo er beginnt. Schau mal auf meine Armbanduhr, die die Zeit angibt: Die Zeiger gehen immer im Kreis herum, und so wiederholt sich die Welt immer wieder. Aber so wie der Stundenzeiger der Uhr mal oben auf zwölf und mal unten auf sechs steht, so gibt es auch Tag und Nacht, Wachen und Schlafen, Leben und Sterben, Sommer und Winter. Das eine wäre ohne das andere nicht möglich, weil du nicht wissen könntest, was schwarz ist, ehe du es nicht Seite an Seite mit weiß gesehen hast, und umgekehrt. Genauso gibt es Zeiten, in denen die Welt ist, und Zeiten, in denen sie nicht ist, denn wenn sie ohne Rast und Ruhe für immer und ewig weiterlaufen würde, würde sie ihrer selbst vollkommen überdrüssig werden. Sie kommt und geht. In einem Augenblick siehst du sie, in einem anderen Augenblick nicht. Weil sie aber ihrer selbst nicht überdrüssig wird, kommt sie immer wieder zurück, nachdem sie verschwunden ist. Es ist so wie dein Atem: Du atmest ein und aus, ein und aus, und wenn du versuchst, die ganze Zeit über den Atem anzuhalten, dann geht es dir sehr schlecht. Es ist auch so wie beim Versteckspiel: Es macht nämlich immer Spaß, sich woanders zu verstecken und nach jemandem zu suchen, der sich nicht immer am gleichen Ort versteckt.

Gott spielt auch gern Versteck, aber da es niemanden außer ihm gibt, hat er niemanden, mit dem er spielen kann. Aber dieses Problem bewältigt er, indem er vorgibt, nicht er selber zu sein. So kann man sich vor sich sel-

ber verstecken. Er gibt vor, du, ich, alle Menschen auf dieser Welt, alle die Tiere, die Pflanzen, die Steine und die Sterne zu sein. Auf diese Weise erlebt er seltsame und wunderbare Abenteuer, von denen einige fürchterlich und erschreckend sind. Aber sie sind wie schlechte Träume, denn wenn er aufwacht, sind sie weg.

Wenn Gott nun Versteck spielt und vorgibt, du und ich zu sein, dann spielt er es so gut, dass er lange Zeit braucht, bis er sich daran erinnert, wo und wie er sich versteckt hat. Aber genau das bereitet ihm Spaß, ist das, was er tun wollte. Er will sich selber nicht allzu schnell wieder finden, denn damit würde er das Spiel verderben. Das ist auch der Grund dafür, weshalb es für dich und für mich so schwierig ist herauszufinden, dass wir Gott sind, der sich verkleidet hat und vorgibt, nicht er selber zu sein. Aber wenn das Spiel lange genug gedauert hat, wacht jeder von uns auf, hört auf, etwas anderes vorzutäuschen, und erinnert sich, dass wir alle ein einziges Selbst sind – der Gott, der alles ist, was es gibt, und der immer und ewig lebt.

Du darfst natürlich nicht vergessen, dass Gott nicht wie ein Mensch aussieht. Die Menschen haben eine Haut, und es gibt immer irgendetwas außerhalb unserer Haut. Wenn es sie nicht gäbe, würden wir gar nicht den Unterschied kennen zwischen dem, was innerhalb unseres Körpers ist, und dem, was außerhalb unseres Körpers ist. Aber Gott hat keine Haut und keine Gestalt, weil es nichts außerhalb von ihm gibt. (Bei einem Kind, das schon intelligent genug ist, veranschauliche ich dies mit

Hilfe eines Möbius-Streifens – einem Papierstreifen, der zu einem Ring zusammengerollt und so verdreht wird, dass er nur eine Seite und einen Rand hat.) Innerhalb und außerhalb von Gott sind dasselbe. Und obwohl ich von Gott als von >ihm< und nicht von >ihr< gesprochen habe, ist Gott weder ein Mann noch eine Frau. Ich habe nicht >es< gesagt, weil wir >es< normalerweise für Dinge sagen, die nicht leben.

Gott ist das Selbst der Welt, aber du kannst Gott aus dem gleichen Grund nicht sehen, wie du deine eigenen Augen nicht ohne einen Spiegel sehen kannst und wie du dir auch nicht in deine eigenen Zähne beißen oder in deinen Kopf hineinsehen kannst. Dein Selbst ist so geschickt versteckt, weil es Gott ist, der sich versteckt.

Du wirst vielleicht fragen, warum sich Gott manchmal in der Gestalt schrecklicher Menschen versteckt oder vorgibt, Leute zu sein, die unter einer schweren Krankheit oder unter starken Schmerzen leiden. Denke zunächst einmal daran, dass er dies in Wirklichkeit niemand anderem außer sich selber antut. Denke auch daran, dass in beinahe allen Geschichten, die dir gefallen, gute wie auch schlechte Menschen vorkommen müssen, denn das Spannende an einer Geschichte liegt darin, dass man verfolgt, wie die guten Menschen über die schlechten Menschen siegen. Es ist so, wie wenn wir Karten spielen. Zu Beginn eines Spiels bringen wir alle Karten in ein Durcheinander, was sich mit den schlechten Dingen auf dieser Welt vergleichen lässt, aber der Witz an dem Spiel ist der, dieses

Durcheinander in eine Ordnung zu bringen, und derjenige, der dies am besten tut, ist der Gewinner. Dann mischen wir die Karten wieder und machen ein neues Spiel, und genauso geht es mit der Welt.«

Diese Geschichte hat einen offensichtlich mythischen Charakter und ist nicht als eine *wissenschaftliche* Beschreibung der Dinge, wie sie sind, gedacht. Mit Hilfe der Analogien des Spiels und des Dramas und unter Verwendung des abgenutzten Wortes »Gott« für den Spieler will die Geschichte nur ein *Gleichnis* dafür sein, wie die Dinge sind. Ich benutze sie in demselben Sinn wie Astronomen, die einen schwarzen Luftballon mit weißen Flecken (für die Galaxien) aufblasen, um damit das expandierende Universum zu erklären. Aber für die meisten Kinder und für viele Erwachsene ist dieser Mythos sofort verständlich, einfach und faszinierend. Im Gegensatz dazu gibt es so viele andere mythische Erklärungen der Welt, die roh, umständlich und uneinsichtig sind. Viele Leute sind aber der Meinung, dass der Glaube an die unverständlichen Thesen und Symbole ihrer Religion ein Test für den wahren Glauben sei. »Ich glaube«, sagte Tertullian, »weil es absurd ist«.

Leute, die für sich selber denken, akzeptieren keine Ideen auf der Basis einer solchen Autorität. Sie spüren nicht den Befehl in sich, an Wunder oder an seltsame Lehren zu glauben, wie Abraham den gottgesandten Befehl in sich vernahm, seinen Sohn Isaak zu opfern. T. George Harris hat gesagt:

Die sozialen Hierarchien der Vergangenheit, wo irgendein Vorgesetzter einen für jeden Fehler immer bestraft hat, haben die Menschen gefühlsmäßig darauf getrimmt, die Fesseln einer strengen Autorität zu spüren, die überall bis »ganz oben« vorzufinden sind. Diese Fesseln spüren wir in der Gleichheit und Freiheit von heute nicht mehr. Seit Dr. Spock haben wir in der menschlichen Familie auch nicht mehr viele Väter von der Art eines Jehovah. Das durchschnittliche Unbewusste lernt auf diese Art und Weise nicht mehr, einen strafenden Gott dort oben um Vergebung zu bitten.

Aber Harris fährt fort:

Unsere Generation kennt in ihrem Leben eine kalte Hölle, das Gefühl der Einzelhaft ohne einen Gott, der ein solches Leben verdammt oder jemanden daraus erlöst. Bis der Mensch die Falle ausfindig macht und nach dem ... »Urgrund alles Seins« jagt, kennt er überhaupt keinen Grund für seine Existenz. Innerlich leer und als endliches Wesen weiß er nur, dass er bald sterben wird. Da sein Leben keine Bedeutung hat und er ein späteres Leben nicht sieht, ist er in Wirklichkeit kein Mensch, sondern ein Opfer der Selbstausslöschung. \*

---

\* Aus einer Besprechung der Ansichten des Theologen Paul Tillich in »The Battle of the Bible«, Look, Vol. XIX, Nr. 15, 27. Juli 1965, S. 19.

Der »Urgrund alles Seins« ist Paul Tillichs Neuauflage des abgenutzten Begriffes »Gott« und würde auch dem »Selbst der Welt« entsprechen, wie ich es in meiner Geschichte für Kinder genannt habe. Doch das Geheimnis, welches meine Geschichte dem Kind vermittelt, lautet: Der letzte Grund alles Seins bist *du selbst*. Natürlich nicht das alltägliche Selbst, dessen Form dieser Urgrund annimmt oder »vorgibt« zu sein, sondern das innerste Selbst, das sich der Betrachtung entzieht, weil es zugleich immer der Betrachter selber ist. Das also ist das Tabu aller Tabus: Du selbst bist ES!

In unserer Kultur ist dies aber der Punkt, wo man den Geisteskranken vom Normalen trennt. Dieser Gedanke ist die schwärzeste aller Blasphemien, die verwegenste aller Wahnvorstellungen. Wir glauben, dies sei die letztmögliche Form des Größenwahns – eine Inflation des Ich bis hin zum vollständig Absurden. Denn obwohl wir mit einer Hand das Ich kultivieren, drücken wir es mit der anderen Hand zu Boden. Von Generation zu Generation treiben wir Kindern dummes Zeug aus und lehren sie zu sehen, »wo ihr Platz ist«, und wie man als ein kleines Ich unter vielen sich mit der angemessenen Bescheidenheit zu verhalten, wie man zu denken und zu fühlen hat. Meine Mutter sagte mir immer: »Du bist nicht der einzige Kieselstein am Strand!« Jeder, der bei Verstand ist und glaubt, er sei Gott, gehört unserer Ansicht nach gekreuzigt oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt, obwohl wir heute die etwas mildere Ansicht vertreten, dass niemand, der bei

Verstand ist, solchen Unsinn glauben könnte. Nur ein armseliger Trottel könnte sich als allmächtigen Herrscher der Welt betrachten und von jedem anderen erwarten, vor ihm auf die Knie zu fallen und ihn anzubeten.

Aber das ist so, weil wir uns Gott als den König des Universums vorstellen, als den absoluten Technokraten, der persönlich und bewusst alle Einzelheiten seines Kosmos kontrolliert – und das ist nicht die Vorstellung von Gott, die sich in meiner Geschichte findet. Diese Geschichte ist im Übrigen keineswegs von *mir*. Jeder, der Religionsgeschichte studiert, weiß, dass sie aus dem alten Indien kommt und dass sie die mythische Erklärung für die Vedanta-Philosophie ist. Vedanta ist die Lehre der Upanishaden, einer Sammlung von Dialogen, Geschichten und Gedichten, von denen einige bis auf 800 v. Chr. zurückgehen. Intelligente Hindus stellen sich Gott nicht als einen besonderen und getrennten Supermenschen vor, der wie ein Monarch die Welt von oben *regiert*. Ihr Gott ist »unter« statt »über« allen Dingen, und er (oder es) *spielt* die Welt von innen. Man könnte sagen, wenn die Religion Opium des Volkes ist, dann haben die Hindus die innere Droge. Es gibt aber keinen Hindu, der erkennt, dass er der verkleidete Gott ist, ohne gleichzeitig zu sehen, dass dies auf jede andere Person und jedes andere Ding zutrifft. Nach der Vedanta-Philosophie existiert nichts außer Gott. Es *scheint* andere Dinge außer Gott zu geben, aber nur weil er sie sich erträumt und sie als seine Verkleidung auswählt, um damit mit sich selber Versteck zu spielen. Das



Universum mit seinen scheinbar voneinander getrennten Dingen ist deshalb nur für eine Weile Wirklichkeit, aber nicht für ewig, wie auch das göttliche Selbst sich versteckt und nach sich selber sucht.

Aber Vedanta ist viel mehr als nur der Gedanke oder die Überzeugung, dass dem so ist, es ist dem innersten Wesen nach die *Erfahrung*, das unmittelbare Wissen dessen, und aus diesem Grund eine vollkommene Umstürzung unserer normalen Gewohnheit, die Dinge zu sehen. Es kehrt die Welt von innen nach außen und von außen nach innen. So heißt es auch in einem Ausspruch, der von Jesus stammen soll:

Wenn ihr aus Zwei Eins macht und wenn ihr das Innen zum Außen, das Außen zum Innen und das Unten zum Oben kehrt ... dann werdet ihr (in das Königreich) eintreten ... Ich bin das Licht, das über allem ist, ich bin das Alles, das Alles entsprang aus mir, und das Alles ging wieder in mich ein. Spaltet (ein Stück) Holz, und ihr werdet mich erkennen; hebt einen Stein, und ihr werdet mich unter ihm finden.\*

Die Vedanta-Disziplin, so wie wir sie heute kennen, ist das Ergebnis jahrhundertelanger Vermischung mit all den

---

\* A. Guillaumont u. a. (Übers.): The Gospel According to Thomas, Collins, 1959, S.17-18, 43. Es handelt sich hier um ein vor kurzem entdecktes koptisches Manuskript, das möglicherweise die Übersetzung einer griechischen Fassung aus dem Jahre 140 n. Chr. ist. Mit »ich« und »mich« ist offensichtlich das verkleidete Selbst gemeint.

Formen, Einstellungen und Symbolen der Hindu-Kultur, die in nahezu 2800 Jahren ihre Blüte und ihren langsamen Niedergang erlebt hat, die vom Fanatismus des Islam schwer getroffen und vom britischen Puritanismus negativ beeinflusst wurde. Wie schon so oft dargelegt wurde, spricht die Vedanta-Philosophie den Menschen im Westen nicht an und ist meistens nur ein Anziehungspunkt für jene, auf Vergeistigung und Transparenz bedachten Esoteriker, für die eine Inkarnation in einem menschlichen Körper etwas äußerst Ekelerregendes ist\*. Doch lassen sich die wesentlichen Grundsätze dieser Philosophie in die Sprache von heute übersetzen, und wenn dies ohne exotische Verschmückung geschieht, ohne Zuhilfenahme der Terminologie des Sanskrit und ohne eine esoterische Vergeistigung vermitteln zu wollen, dann wird die Botschaft nicht nur den Leuten klar, die kein besonderes Interesse für »östliche Religionen« haben, sondern sie gibt uns genau den Anstoß, den wir brauchen, um uns von der Empfindung, unser Selbst sei ein isoliertes Etwas, zu lösen.

Doch der Geist der Vedanta-Lehre darf nicht mit unseren gewöhnlichen Vorstellungen von »Selbstlosigkeit« verwechselt werden, die das Bemühen ist, sich mit anderen und ihren Bedürfnissen zu identifizieren, während man immer noch der Illusion verfallen ist, der Einzelne sei lediglich ein von einer Haut umgebenes Ich. Eine sol-

---

\* Ich sage »meistens«, weil ich mir einiger sehr besonderer Ausnahmen hier und in Indien bewusst bin.

che »Selbstlosigkeit« stellt sich leicht als eine sehr raffinierte Form von Selbstgefälligkeit heraus, wie sie etwa bei den Leuten zu finden ist, die das Spiel »Wir sind toleranter als ihr« spielen. Die Vedanta-Lehre war ursprünglich keine moralistische Lehre, sie drängte die Leute nicht dazu, die Heiligen nachzuäffen, ohne dies auch aus deren wahren Beweggründen zu tun, oder ihre Beweggründe blind zu übernehmen, also nicht aus dem Wissen heraus, aus dem sie entsprungen sind.

Aus diesem Grund würde das Buch, das ich meinen Kindern geben würde, keine Predigten und keine Moralvorschriften enthalten. Die wahre Liebe ergibt sich aus ihrem Erkennen, nicht aus Pflicht- oder Schuldgefühl. Wären Sie gern eine invalide Mutter mit einer Tochter, die nicht heiraten kann, weil sie sich verpflichtet fühlt, sich um Sie zu kümmern, und Sie deswegen hasst? Ich möchte gern vermitteln, wie die Dinge sind und wie und warum wir die Dinge, so wie sie sind, ignorieren, nicht aber, wie die Dinge sein sollten. Man kann ein Ich nichts anderes lehren, als selbstgefällig zu sein, auch wenn ein Ich auf sehr feine Art und Weise vortäuschen kann, dass es sich gebessert hat. Das Grundanliegen besteht daher darin, durch Versuche und Erfahrungen die Illusion zu zerstören, der Einzelne sei ein isoliertes Ich. Die Folge davon muss nicht ein Verhalten sein, das *konventionellen* Moralvorstellungen entspricht, es kann sehr wohl auch das Urteil provozieren, das die Pharisäer über Jesus gefällt haben: »Da seht! Ein Schlemmer und ein Trinker, ein Freund von Zöllnern und Sündern!«

Hat man überdies einmal die Illusion des Ich durchschaut, so ist der Gedanke unmöglich, dass man aus diesem Grund besser als andere oder ihnen überlegen ist. Wohin man auch sieht, ist es stets nur das eine göttliche Selbst, das sein millionenfaches Versteckspiel treibt. Ein Vogel ist nicht besser als das Ei, aus dem er geschlüpft ist. Man könnte sogar sagen, dass ein Vogel für ein Ei die Möglichkeit ist, zu anderen Eiern zu werden. Das Ei ist das Ich, und der Vogel ist das befreite Selbst. Es gibt einen Hindu-Mythos, wonach das göttliche Selbst ein Schwan ist, der das Ei legte, aus dem die Welt ausgebrütet wurde. Ich sage daher noch nicht einmal, dass der Einzelne aus seiner Schale herausbrechen sollte. Irgendwann und irgendwie wird das wahre Ich, das göttliche Selbst es ohnehin tun, aber vielleicht soll auch das Spiel des göttlichen Selbst in den meisten seiner menschlichen Verkleidungen nicht zum Bewusstsein gelangen und das Drama des Erdenlebens in einer gewaltigen Explosion beenden. Nach einem anderen Hindu-Mythos soll das Leben auf der Welt mit der Zeit immer schlechter und schlechter werden, bis am Ende die zerstörerische Seite des göttlichen Selbst, der Gott Schiwa, einen schrecklichen Tanz aufführt, der alles in Flammen aufgehen lässt. Daraufhin, so sagt der Mythos, folgt vollkommene Ruhe auf die Dauer von 4 320 000 Jahren, in denen das göttliche Selbst nur es selber ist und kein Versteckspiel treibt. Dann fängt das Spiel von neuem an, und zwar zunächst als ein Universum von absoluter Herrlichkeit, das erst

nach 1 728 000 Jahren seinen Glanz zu verlieren beginnt. Jede Runde des Spiels läuft in der Form ab, dass die Mächte der Finsternis nur ein Drittel der Zeit gegenwärtig sind und am Ende einen kurzen, aber nur sehr illusorischen Triumph feiern.

Heute ziehen wir zur Berechnung des Lebens allein dieses Planeten sehr viel größere Zeiträume heran, aber von allen alten Zivilisationen waren die Hindus diejenigen, die die fantasievollste Vorstellung von kosmischer Zeit hatten. Doch darf man nicht vergessen, dass die Geschichte von den Zyklen mit dem Erscheinen und dem Verschwinden der Welt ein Mythos ist und nicht Wissenschaft, eine Parabel und keine Prophezeiung. Sie ist nur eine Möglichkeit, um den Gedanken zu veranschaulichen, dass das Universum wie ein Versteckspiel ist.

Wenn ich also nicht sage, dass der Einzelne aus seinem illusorischen Ich aufwachen und mithelfen sollte, die Welt vor dem Untergang zu bewahren, wozu dann das besagte Buch? Warum nicht sich behaglich zurücklehnen und den Dingen ihren Lauf lassen? Einfach weil es zum »Lauf der Dinge« dazugehört, dass ich schreibe. Ich bin ein menschliches Wesen, und es gehört zu meiner Natur, dass mir die Philosophie Freude bereitet und ich gern darüber schreibe, in dem Sinne, wie manche Vögel Adler sind und andere Tauben, manche Blumen Lilien und andere Rosen. Ich bin mir auch dessen bewusst, dass ich umso eher gehört werde, je weniger ich predige.

## 2

### **Das Schwarz-Weiß-Spiel**

Als man uns das ABC und das kleine Einmaleins beibrachte, erfuhren nur wenige von uns etwas über das Spiel Schwarz-Weiß. Es ist genauso einfach, gehört aber zu den Dingen, über die man nicht spricht. Man bedenke zunächst einmal, dass alle unsere fünf Sinne verschiedene Formen eines Grundsinnnes sind, der dem Berührungssinn ähnlich ist. Das Sehen entspricht einem äußerst feinen Berührtwerden. Die Augen berühren oder fühlen Lichtwellen und machen es so möglich, dass wir Dinge berühren, die zunächst außerhalb der Reichweite unserer Hände liegen. Entsprechend werden die Ohren von Schallwellen in der Luft berührt und die Nase von winzigen Staub- und Gaspartikelchen. Doch die komplexen Neuronenmuster und Neuronenkette, die alle diese Sinne ausmachen, bestehen aus Einheiten, die nur zwei Zustände kennen: nämlich »an« und »aus«. Das einzelne Neuron signalisiert dem Nervenzentrum, dem Gehirn, nur »ja« oder »nein« und nichts weiter. Wie wir aber von

Computern wissen, die nur auf der Grundlage von zwei Zahlen – 0 und 1 – arbeiten, können aus diesen einfachen Elementen die kompliziertesten und erstaunlichsten Muster geformt werden.

In diesem Sinne gleichen unser Nervensystem und unsere 0/1-Computer allen anderen Dingen, denn die physische Welt ist im Grunde ein Vibrieren. Ob wir dieses Vibrieren nun mit den Begriffen »Wellen«, »Partikeln« oder vielleicht »Wellenpartikeln« beschreiben, wir werden keine Welle ohne einen Wellenkamm oder ohne ein Wellental finden, oder ein Partikel ohne einen Abstand oder ohne Zwischenraum zwischen sich und anderen Partikeln. Mit anderen Worten: Es gibt nicht so etwas wie eine halbe Welle oder ein Partikel für sich allein ohne Zwischenraum zu anderen Partikeln. Es gibt kein »An« ohne ein »Aus«, kein »Oben« ohne ein »Unten«.

Obwohl Töne, die schnell vibrieren, ohne Unterbrechung zu klingen scheinen, ist dies nicht der Fall. Jeder Ton ist eigentlich Ton/Stille. Wenn beide aber sehr schnell aufeinander folgen, registriert das Ohr den Unterschied nicht bewusst. Dieser wird nur etwa in den niedrigsten hörbaren Tönen einer Orgel deutlich. Auch das Licht ist nicht nur Licht, sondern Licht/Dunkel. Es pulsiert in Wellen mit der für sie grundlegenden Auf- und Ab-Bewegung. Unter manchen Bedingungen kann die Geschwindigkeit der Lichtvibrationen mit der Geschwindigkeit der Bewegung anderer Objekte synchronisiert werden, wobei dann der Eindruck entsteht, dass die Letz-

teren sich nicht bewegen. Das ist der Grund dafür, weshalb man in Sägemühlen keine Bogenlampen verwendet, denn die Vibrationsgeschwindigkeit des Lichts, das sie aussenden, synchronisiert sich leicht mit der Geschwindigkeit einer Kreissäge, so dass ihre Zähne stillzustehen scheinen.

Während Augen und Ohren eigentlich sowohl das »Auf« als auch das »Ab« dieser Vibrationen registrieren und darauf reagieren, nimmt unser Geist, d.h. unsere bewusste Aufmerksamkeit, nur die »Auf«-Bewegung wahr. Das Dunkle, die Stille oder die »Aus«-Phase, wird ignoriert. Dass das Bewusstsein die Zwischenräume ignoriert, ist ein nahezu allgemeines Prinzip, es kann aber ohne diese »Zwischen«-Phasen keinen Energiepuls wahrnehmen. Wenn Sie Ihre Hand auf das Knie eines attraktiven Mädchens legen und sie dort lassen, wird sie unter Umständen nach einer bestimmten Zeit Ihre Hand nicht mehr spüren. Aber wenn Sie ständig ihr Knie tätscheln, wird sie sehr wohl merken, wo Ihre Hand ist und dass Sie sehr interessiert an ihr sind. Aber sie merkt und – wie Sie wohl hoffen – schätzt das »An« mehr als das »Aus«. Dennoch sind alle Dinge, von denen wir glauben, dass sie existieren, immer Abfolgen von »An« und »Aus«. Ein »An« oder ein »Aus« allein gibt es nicht.

Viele Leute haben die Vorstellung, sie würden, wenn sie Musik hören, lediglich eine Abfolge von Tönen hören, und zwar von einzelnen Tönen oder von mehreren Tönen gleichzeitig (Akkorden). Wenn dies zuträfe, wie



etwa in den außergewöhnlichen Fällen von Personen mit Klangtaubheit, dann würden sie keine Musik hören und überhaupt keine Melodie, sondern lediglich eine Abfolge von Geräuschen. Eine Melodie hören heißt die Intervalle zwischen den Tönen hören, auch wenn man sich dessen nicht bewusst ist, und auch wenn diese Intervalle nicht Phasen der Stille sind, sondern »Stufen« von unterschiedlicher Länge zwischen den Punkten einer Tonleiter. Diese Stufen oder Intervalle sind Tonzwischenräume, vergleichbar mit den Entfernungszwischenräumen zwischen Körpern und den zeitlichen Zwischenräumen zwischen Ereignissen.

Dennoch hat die bewusste Aufmerksamkeit im Allgemeinen die Gewohnheit, Zwischenräume zu ignorieren. Die meisten Leute glauben beispielsweise, dass der Raum »Nichts« sei, bis er sich zufällig mit Luft füllt. Sie sind deshalb verwundert, wenn Künstler oder Architekten von Arten und Eigenschaften des Raums sprechen, und noch mehr, wenn Astronomen und Physiker die Begriffe »gekrümmter Raum«, »expandierender Raum«, »endlicher Raum« oder »Einfluss des Raums auf Licht oder Sterne« verwenden. Auf Grund dieses gewohnheitsmäßigen Ignorierens von »Zwischen-Räumen« erkennen wir nicht, dass das ganze Universum (d.h. das Sein) ein Vibrieren zwischen Körper/Raum ist, wie der Ton ein Vibrieren zwischen Ton/Stille. Körper und Raum sind untrennbar miteinander verbunden wie das Innen mit dem Außen. Der Raum ist die *Beziehung* zwischen den Kör-

pern, und ohne diesen Raum kann es weder Energie noch Bewegung geben.

Wenn es einen Körper gäbe, etwa einen einzelnen Ball, ohne einen ihn umgebenden Raum, dann könnte man ihn gar nicht als Ball oder einen Körper mit irgendeiner Form begreifen oder fühlen. Wenn es nichts außerhalb von ihm gäbe, hätte er kein Außen. So in der Art könnte man sich Gott vorstellen, aber bestimmt nicht als einen Körper! Auch gilt: Wenn es nur Raum gäbe mit nichts, was sich in diesem Raum befindet, dann wäre es gar kein Raum, denn es gibt nur Raum zwischen den Dingen bzw. innerhalb oder außerhalb der Dinge. Aus diesem Grund ist der Raum die Beziehung *zwischen* den Körpern.

Können wir uns einen einsamen Ball, den einzigen Ball im Universum, in der Mitte eines leeren Raums vorstellen? Vielleicht. Aber dieser Ball hätte keine Energie, keine Bewegung. In Beziehung zu was sollte er sich denn bewegen? Man kann nur sagen, dass Dinge sich bewegen, wenn man sie mit anderen Dingen vergleicht, die relativ still stehen, denn Bewegung ist Bewegung/Stillstand. Stellen wir uns also zwei Bälle vor und beobachten, dass sie näher aufeinander zukommen oder sich voneinander entfernen. Sicherlich sehen wir jetzt Bewegung vor uns, aber welcher Ball bewegt sich? Ball eins, Ball zwei oder beide? Wir können es nicht entscheiden. Alle Antworten sind zugleich richtig und falsch. Bringen wir nun einen dritten Ball ins Spiel. Ball eins und Ball zwei bleiben in der gleichen Entfernung voneinander, aber Ball drei be-

wegt sich auf sie zu oder von ihnen weg. Oder? Man könnte auch sagen, Ball eins und Ball zwei bewegen sich gleichzeitig auf Ball drei zu oder von ihm weg, oder Ball eins und Ball zwei bewegen sich auf Ball drei zu, während Ball drei seinerseits sich auf Ball eins und auf Ball zwei zu bewegt, so dass alle Bälle in Bewegung sind. Wie können wir uns nun entscheiden? Eine Antwort wäre, dass Ball eins und Ball zwei, da sie zusammenbleiben, eine Gruppe sind und auch eine Mehrheit bilden. Ihre Stimme entscheidet also darüber, welcher Ball sich bewegt und welcher nicht. Aber wenn sich Ball drei hinzugesellt, dann kann er die beiden anderen Bälle ganz schön hereinlegen, denn wenn nämlich alle drei Bälle den gleichen Abstand voneinander bewahren, kann sich die Gruppe als Ganzes nicht bewegen. Kein einzelner Ball kann zu den anderen beiden bzw., keine zwei Bälle können zu dem noch verbleibenden Ball sagen: »Warum folgst du mir (uns) ständig?« Denn die Gruppe als Ganzes hat keinen Bezugspunkt, auf Grund dessen man weiß, ob sie sich bewegt oder nicht.

Man beachte, dass zwei Bälle allein sich nur in einer geraden Linie bewegen können und drei Bälle innerhalb einer Fläche, nicht aber in drei Dimensionen. In dem Augenblick, wo wir einen vierten Ball hinzutun, erhalten wir die dritte Dimension der Tiefe, und jetzt hat es den Anschein, als ob unser vierter Ball getrennt von den anderen stehen, einen objektiven Standpunkt bezüglich ihres Verhaltens einnehmen und als der Bezugspunkt dienen

kann. Haben wir aber den vierten Ball hinzugefügt, können wir fragen, welcher Ball denn dieser Bezugspunkt ist? Jeder Ball kann im Hinblick auf die anderen drei in der dritten Dimension sein. Man könnte das Ganze als »Einführung in das Relativitätsprinzip« bezeichnen, denn dieses Prinzip ändert sich nicht, egal, wie viele Bälle noch hinzukommen, und gilt deshalb für alle Himmelskörper in diesem Universum wie auch für alle Beobachter ihrer Bewegung, unabhängig von ihrem Standort. Jede Milchstraße, jeder Fixstern, jeder Planet oder jeder Beobachter kann als der zentrale Bezugspunkt angenommen werden, so dass alles in Beziehung zu allem anderen zentral sein kann!

In der ganzen Diskussion haben wir aber eine Möglichkeit übersehen. Angenommen, die Bälle bewegen sich überhaupt nicht, sondern es ist der Raum zwischen ihnen, der sich bewegt. Schließlich sagen wir, dass eine Entfernung (d.h. der Raum) zunimmt oder abnimmt, behandeln sie also mit Worten so, als ob sie ein Ding wäre, das etwas *tun* kann. Damit haben wir das Problem des expandierenden Universums. Entfernen sich die anderen Milchstraßen von uns weg, unsere Milchstraßen von ihnen weg, oder alle Milchstraßen voneinander? Die Astronomen versuchen diesem Problem gerecht zu werden, indem sie sagen, dass sich der Raum selber ausdehnt. Wiederum müssen wir aber fragen, wer hier entscheidet. Was bewegt sich, die Milchstraßen oder der Raum? Die Tatsache, dass keine Entscheidung getroffen

werden kann, ist der Schlüssel zur Antwort: Nicht nur, dass die Milchstraßen *und* der Raum sich ausdehnen (so als wären sie zwei verschiedene Kräfte), sondern es dehnt sich etwas aus, was wir schwerfällig als Milchstraßen/Raum oder Körper/Raum bezeichnen müssen.

Dieses Problem ist aufgetaucht, weil wir die Frage falsch gestellt haben. Wir haben angenommen, dass feste Körper eine Sache seien und der Raum eine ganz andere bzw. einfach nichts. Dann schien es so zu sein, als ob der Raum nicht nur ein bloßes Nichts wäre, da feste Körper ohne Raum nicht denkbar wären. Doch der Fehler zu Anfang lag darin, dass wir uns feste Körper und Raum als zwei unterschiedliche Dinge vorgestellt haben und nicht als zwei Seiten ein- und desselben Dings. Der Clou ist der, dass sie verschieden sind, sich aber nicht voneinander trennen lassen, wie etwa das vordere Ende und das hintere Ende einer Katze. Wenn man sie voneinander trennt stirbt die Katze. Nimmt man einer Welle ihren Kamm, so gibt es kein Wellental.

Eine ähnliche Lösung gilt auch für das alte Problem von Ursache und Wirkung. Wir glauben, dass jedes Ding und jedes Ereignis eine Ursache haben muss, d.h., es müssen ein oder mehrere *andere* Dinge bzw. Ereignisse vorhergegangen sein, und diese ihrerseits wären wieder die Folgen von anderen Ursachen. Wie führt also eine Ursache zu einer Wirkung? Um das Ganze viel schlimmer zu machen: Wenn alles, was ich denke oder tue, Wirkung ist, dann muss es Ursachen dafür geben, die in einer un-

bestimmten Vergangenheit liegen. Wenn dies der Fall wäre, dann kann ich mein Tun nicht beeinflussen. Ich wäre dann einfach eine Marionette, die an Fäden gezogen wird, die in Zeiten zurückreichen, die über meine Vorstellungskraft weit hinausgehen.

Hier handelt es sich wiederum um ein Problem, das sich dadurch ergibt, dass wir die falsche Frage gestellt haben. Stellen wir uns jemanden vor, der noch nie eine Katze gesehen hat. Er blickt durch einen engen Schlitz in einem Zaun, während auf der anderen Seite eine Katze vorbeispaziert. Zunächst sieht er den Kopf, dann den weniger deutlich geformten, mit Fell bedeckten Rumpf und schließlich den Schwanz. Toll! Die Katze dreht sich um und geht zurück. Wiederum sieht unser Beobachter den Kopf und wenig später den Schwanz. Diese Abfolge scheint etwas Regelmäßiges und Zuverlässiges an sich zu haben. Die Katze dreht sich erneut um, und wieder wird unser Beobachter Zeuge derselben regelmäßigen Abfolge: erst Kopf, dann Schwanz. Daraufhin überlegt er sich, dass das Ereignis Kopf die stetige und notwendige Ursache für das Ereignis Schwanz ist, der Schwanz also die Wirkung des Ereignisses Kopf. Dieser verrückte Quatsch rührt daher, dass der Beobachter nicht bemerkt, dass Kopf und Schwanz zusammengehören – beide sind Teile *einer* Katze.

Die Katze wurde nicht als Kopf geboren, der etwas später einen Schwanz verursachte, sondern in einem Stück, als eine mit Kopf und Schwanz versehene Katze. Das

Problem unseres Beobachters bestand darin, dass er sie durch einen engen Schlitz sah, also nicht die ganze Katze auf einmal sehen konnte. Der enge Schlitz im Zaun entspricht in vielerlei Hinsicht der Art und Weise, wie wir das Leben mit bewusster Aufmerksamkeit sehen, denn wenn wir auf etwas achten, ignorieren wir etwas anderes. Die Aufmerksamkeit ist eine Einengung der Wahrnehmung. Man sieht auf diese Weise das Leben Stück für Stück und nimmt das Gedächtnis zu Hilfe, um die einzelnen Stücke zusammenzufügen – so als ob man ein dunkles Zimmer mit einer Taschenlampe, die einen sehr engen Lichtstrahl erzeugt, absuchen würde. Eine so eingeengte Wahrnehmung hat den Vorteil, dass sie scharf und klar ist, aber man kann sich auf diese Weise nur nacheinander auf einzelne Teile der Welt oder einzelne Besonderheiten konzentrieren. Wenn es keine Besonderheiten gibt, sondern nur Raum oder einheitliche Flächen, wird man sich irgendwie langweilen und nach mehr Besonderheiten suchen. Die Aufmerksamkeit ist also so etwas wie ein Abtastmechanismus bei einem Radar- oder Fernsehgerät. Norbert Wiener und seine Kollegen haben einige Beweise dafür gefunden, dass es einen ähnlichen Prozess im Gehirn gibt.

Aber mit einem Abtastmechanismus, mit dem der Beobachter die Welt Stück für Stück beobachtet, gewinnt er bald die Überzeugung, dass die Welt tatsächlich eine große Ansammlung von Einzelstücken ist, und diese nennt er dann getrennte Dinge oder Ereignisse. Wir sa-

gen oft, dass man nur an eine Sache gleichzeitig denken kann. Die Wahrheit ist aber die, dass wir uns durch unsere Stück-für-Stück-Betrachtungsweise davon überzeugen, dass die Welt aus voneinander getrennten Dingen besteht, und uns so selber Kopfzerbrechen darüber bereiten, wie diese Dinge miteinander verbunden sind und in welchem Ursache-Wirkungs-Verhältnis sie zueinander stehen. Diese Probleme wären nie aufgetaucht, wären wir uns dessen bewusst gewesen, dass es die Art und Weise ist, wie wir die Welt sehen, nämlich dass wir sie in voneinander getrennte Stücke, Dinge, Ereignisse, Ursachen und Wirkungen zerlegen. Wir erkennen nicht, dass die Welt aus einem Stück ist, wie die Katze mit Kopf und Schwanz.

Statt die Aufmerksamkeit auf etwas lenken sagen wir auch etwas beachten, d.h. etwas auswählen, einige Teile der Wahrnehmung oder einige Merkmale der Welt als bemerkenswerter, bedeutender als andere betrachten. Auf diese achten wir, den Rest ignorieren wir – deswegen ist die bewusste Aufmerksamkeit gleichzeitig Ignoranz, und zwar trotz der Tatsache, dass sie uns ein lebhaftes und klares Bild von allem vermittelt, was wir beachten wollen. Rein physisch sehen, hören, riechen, schmecken und berühren wir unzählige Dinge, die wir nie beachten. Angenommen, man fährt 50 Kilometer mit dem Auto und unterhält sich dabei die ganze Zeit mit einem Freund. Worauf man achtet und woran man sich später erinnert, ist die Konversation, aber irgendwie hat man auf die



Straße, auf die anderen Autos, auf die Ampeln und der Himmel weiß was noch reagiert, ohne dass man sie wirklich beachtete oder sich darauf konzentrierte. Man kann auch mit jemandem bei einer Party sprechen, ohne sich unmittelbar danach erinnern zu können, welche Kleider er oder sie angehabt haben, weil diese für einen nicht bemerkenswert oder unbedeutend waren. Doch die Augen und die Nerven haben ganz sicher auf diese Kleider reagiert. Man hat sie gesehen, aber nicht wirklich hingesehen.

Es hat den Anschein, als ob das Beobachten der Dinge in Form eines zweifachen Prozesses abläuft. Der erste Faktor ist die Auswahl dessen, was interessant oder wichtig ist. Der zweite Faktor, der gleichzeitig mit dem ersten wirksam ist, besteht darin, dass wir eine Notation für nahezu alles, was wir beobachten, benötigen. Eine Notation ist ein System mit Symbolen – mit Worten, Nummern, Zeichen, einfachen Bildern (wie Vierecke und Dreiecke), Noten, Buchstaben, Ideogrammen (wie im Chinesischen) und Skalen für die Unterteilung und Unterscheidung von verschiedenen Farben oder Tönen. Solche Symbole ermöglichen uns, die Bruchstücke unserer Wahrnehmung zu klassifizieren. Sie sind die Etiketten an den Fächern, in die unser Gedächtnis sie einordnet, aber es bereitet die größten Schwierigkeiten, irgendetwas zu bemerken, für das es kein Etikett gibt. Die Eskimos kennen fünf verschiedene Worte für verschiedene Arten von Schnee, weil sie damit leben und weil es wichtig für sie ist.

Die Sprache der Azteken hingegen hat nur ein Wort für Schnee, Regen und Hagel.

Was bestimmt, worauf wir unser Augenmerk richten wollen? Erstens (darauf werden wir später noch einzugehen haben) alles, was für unser Überleben, für die Erhaltung unseres sozialen Status und für die Sicherheit unseres Ichs von Vorteil oder von Nachteil ist. Zweitens (wiederum gleichzeitig mit dem Ersteren wirksam) die Muster und die Logik all der Notationssymbole, die wir von anderen, von unserer Gesellschaft und unserer Kultur, gelernt haben. Es ist in der Tat schwer, irgendwelche Dinge zu beachten, für die die uns zur Verfügung stehenden Sprachen (seien es nun Wörter, Zahlen oder Noten) keine Beschreibung haben. Das ist der Grund dafür, warum wir Worte aus fremden Sprachen übernehmen. Es gibt zum Beispiel kein englisches Wort für eine Art Gefühl, das die Japaner »yugen« nennen, und wir können es nur verstehen, indem wir uns im Geist Situationen vorstellen, in denen die Japaner dieses Wort benutzen.\*

Es muss demnach zahllose Merkmale und Dimensionen der Welt geben, auf die unsere Sinne ohne unsere bewusste Aufmerksamkeit reagieren, ganz zu schweigen von Vibra-

---

\* »Die Sonne beobachten, wie sie hinter einem mit Blumen bedeckten Hügel untergeht, in einem riesigen Wald immer weiterwandern, ohne an eine Umkehr zu denken, am Strand stehen und nach einem Boot schauen, das hinter weit entfernten Inseln verschwindet, nachdenklich fliegende Wildgänse in den Wolken verschwinden sehen« (Seami). Alle diese Situationen drücken »yugen« aus, aber was haben sie gemeinsam?

tionen (wie kosmische Strahlen) mit Wellenlängen, auf die unsere Sinne überhaupt nicht eingestellt sind. Würde man alle Vibrationen gleichzeitig wahrnehmen, so käme dies einem Pandämonium gleich, als ob jemand mit aller Kraft sämtliche Tasten eines Klaviers gleichzeitig anschlägt. Aber es gibt zwei Faktoren, die sehr wohl in unser Bewusstsein gelangen können. Lassen wir dies nicht zu, dann stützen sie weiterhin entscheidend unsere Ich-Illusion und unsere Unfähigkeit, zu erkennen, dass jeder von uns ein- und dasselbe göttliche Selbst in Verkleidung ist.

*Erstens* müssen wir erkennen, dass so genannte Gegensätze wie Licht und Dunkel, Geräusch und Stille, Körper und Raum, An und Aus, Innen und Außen, Erscheinen und Verschwinden, Ursache und Wirkung Pole oder Ansichten ein- und derselben Sache sind. Aber wir haben kein Wort dafür, ausgenommen solche vagen Begriffe wie Existenz, Sein, Gott oder Urgrund des Seins. Diese Begriffe bleiben meistens nebulose Gedanken, ohne zu lebendigen Erfahrungen oder Gefühlen zu werden.

*Zweitens* und in engem Zusammenhang damit gehen wir in unserer bewussten Aufmerksamkeit so auf, sind so überzeugt davon, dass diese eingeengte Form der Wahrnehmung nicht nur die reale Sicht der Dinge ist, sondern auch die grundlegende Empfindung des eigenen Selbst als eines bewussten Wesens, dass wir von dieser unzusammenhängenden Sicht des Universums vollständig hypnotisiert sind. Wir haben tatsächlich das Gefühl, diese Welt sei ein zusammengewürfelter Haufen von getrennten

Dingen, die irgendwie zusammengekommen oder vielleicht auseinander gefallen sind, und dass jeder von uns nur eines dieser Dinge sei. Wir empfinden uns alle als allein – allein geboren, allein sterbend –, vielleicht als Bruchstücke oder Fragmente eines universellen Ganzen oder als verwendbare Teile einer riesigen Maschine. Nur selten erkennen wir, dass alle so genannten Dinge und Ereignisse zusammengehören, wie Kopf und Schwanz einer Katze oder die Töne und Modulationen – das Ansteigen und Absinken, das An- und Abswellen – einer einzelnen singenden Stimme.

Mit anderen Worten: Wir spielen nicht das Schwarz/Weiß-Spiel – dieses universelle Spiel von Oben/Unten, An/Aus, Körper/Raum und Einzeln/Alles. Stattdessen spielen wir das Spiel Schwarz gegen Weiß bzw., noch häufiger, Weiß gegen Schwarz. Denn besonders dann, wenn die Vibrationen nicht so schnell aufeinander folgen, wie es etwa bei Tag und Nacht oder bei Leben und Tod der Fall ist, sind wir gezwungen, uns des schwarzen oder negativen Aspekts der Welt bewusst zu werden. Erkennen wir dann nicht die Unteilbarkeit des positiven und des negativen Pols des Rhythmus, so befürchten wir, dass Schwarz das Spiel gewinnen könnte. Aber das Spiel »Weiß muss gewinnen« ist kein Spiel mehr. Es ist ein Kampf – ein Kampf, der von einem Gefühl chronischer Frustration begleitet ist, da wir etwas tun, was so verrückt ist, als wollten wir versuchen, die Berge zu behalten und die Täler abzuschaffen.

Die Hauptform dieses Kampfes ist Leben gegen Tod, der so genannte Kampf ums Überleben, von dem man annimmt, dass er die wahre und ernste Aufgabe aller Lebewesen ist. Diese Illusion wird aufrechterhalten, a) weil der Kampf vorübergehend erfolgreich ist (wir leben so lange weiter, bis wir tot sind), und b) weil das Leben Anstrengung und Scharfsinn erfordert, was allerdings nicht nur für einen Kampf, sondern auch für ein Spiel gilt. Unseres Wissens nach leben Tiere nicht in ständiger Angst vor Krankheit und Tod wie wir, weil sie in der Gegenwart leben. Dennoch werden sie kämpfen, wenn sie Hunger haben oder angegriffen werden. Wir müssen natürlich vorsichtig sein, wenn wir uns Tiere als Vorbilder für »absolut natürliches« Verhalten nehmen wollen. Wenn »natürlich« »gut« oder »weise« bedeutet, dann können Menschen von Tieren lernen, obwohl sie das nicht immer tun.

Doch die Menschen, besonders in der westlichen Zivilisation, machen aus dem Tod das große Schreckgespenst. Das hat etwas mit dem weit verbreiteten christlichen Glauben zu tun, dass auf den Tod das schreckliche göttliche Strafgericht folgt, in dem die Sünder entweder zu den vorübergehenden Qualen des Fegefeuers oder zur ewigen Verdammnis in der Hölle verurteilt werden. Noch häufiger trifft man heutzutage die Angst an, dass der Tod uns in ein ewiges Nichts führt – so als ob das irgendeine Erfahrung sein könnte wie etwa für immer bei lebendigem Leib begraben sein. Keine Freunde mehr, kein Sonnenschein, kein Vogelgezwitscher, keine Liebe,

kein Lachen, kein Ozean und keine Sterne – nur Finsternis ohne Ende.

*Lass dich nicht sanft hinüberziehen in das Dunkle der Nacht  
... wehre dich, wehre dich zornig gegen das Ersterben des  
Lichts.*

Unsere Vorstellungskraft kann das einfache Nichts nicht begreifen und muss deshalb diese Lücke mit Phantasien füllen, wie in den Experimenten zur sensorischen Deprivation, wo die Versuchspersonen gewichtlos in licht- und schalldichten Räumen schweben. Betrachtet man den Tod als den endgültigen Sieg von Schwarz über Weiß in dem todernsten Kampf »Weiß *muss* gewinnen«, dann sind die Phantasien, die die Lücke füllen, zumeist grausamer Natur. Sogar unsere weit verbreiteten Phantasien über den Himmel haben etwas Schreckliches an sich, denn die normale Vorstellung von Gott ist die eines sehr ernststen und Ehrfurcht gebietenden Großvaters, der in einer kolossalen Kirche thront – und in einer Kirche wird man eher gesittet »frohlocken«, aber keinen wirklichen, so richtig deftigen Spaß haben können.

*Oh welche Freude und Herrlichkeit der Glückseligen, die ewigen Sabbate zu genießen.*

Wer will schon in einer Kirche stecken, ein Chorhemd tragen und ewig »Allelujah!« singen! Natürlich sind diese

Bilder lediglich symbolisch gemeint, aber wir alle wissen, wie Kinder zum alten protestantischen Sabbat oder zu dem in Schwarz gebundenen Buch Gottes mit seinem entsetzlichen Druck stehen. Intelligente Christen sind diesen üblen Vorstellungen entwachsen, aber in unserer Kindheit sickerten sie in das Unbewusste ein und beeinträchtigen weiterhin unsere Einstellung zum Tod.

Die Gefühle des Einzelnen im Hinblick auf den Tod werden durch soziale Einstellungen gelernt, und es ist zu bezweifeln, ob es irgendeine natürliche und angeborene Emotion in Verbindung mit dem Sterben gibt. So dachte man früher allgemein, dass die Geburt eines Kindes schmerzlich sein *solle*, als Strafe für die Erbsünde oder für die herrliche Lust, die man beim Empfangen des Kindes verspürt hatte. Denn Gott hatte zu Eva und allen ihren Töchtern gesagt: »Unter Schmerzen sollt ihr eure Kinder gebären«. Als jeder glaubte, dass eine Frau, wenn sie ein Baby bekommt, zum Leiden verpflichtet sei, erfüllten die Frauen ihre Pflicht, und viele tun es heute noch. Wir waren aber sehr überrascht, als wir feststellten, dass in »primitiven« Gesellschaften Frauen sich einfach auf den Boden hocken und gebären konnten, während sie auf dem Feld arbeiteten, die Nabelschnur durchbeißen konnten, das Baby einhüllten und dann ihrer Tätigkeit weiter nachgingen. Es lag nicht daran, dass diese Frauen widerstandsfähiger waren als unsere, sondern sie hatten lediglich eine andere Einstellung. Denn unsere Gynäkologen haben vor kurzem entdeckt, dass viele Frauen psycholo-

gisch auf eine natürliche und schmerzlose Geburt vorbereitet werden können. Die Schmerzen der Geburtswehen werden umbenannt in »Spannungen«, und die werdende Mutter macht Übungen, um sich zu entspannen und bei den Wehen mitzuhelfen. Die Geburt ist, sagt man ihnen, keine Krankheit. Man geht in das Krankenhaus nur für den Fall, dass etwas schief gehen sollte, obwohl es viele »Avantgarde«-Gynäkologen gibt, die ihre Patientinnen zu Hause gebären lassen.

Ein vorzeitiger Tod kann die Folge einer Krankheit sein, aber wie die Geburt ist auch der Tod an sich überhaupt keine Krankheit. Es ist das natürliche und notwendige Ende des Lebens des Menschen – so natürlich wie das Fallen der Blätter im Herbst. (Wie wir wissen, werden nicht welkende Blätter aus Kunststoff hergestellt, und vielleicht werden Chirurgen einmal in der Lage sein, alle unsere Organe durch Plastikgeräte zu ersetzen, so dass man die Unsterblichkeit erlangt, indem man ein Plastikmodell seiner selbst wird.) Die Ärzte sollten sich deshalb mit der Möglichkeit befassen, den Tod und seine Schrecken so zu behandeln wie die Geburtswehen mit ihren »Schmerzen«.

Der Tod ist ein großes Ereignis. Solange er noch nicht unmittelbar bevorsteht, klammern wir uns an uns selber und an unser Leben mit chronischer Angst, die wir allerdings tief in unser Unterbewusstsein verdrängt haben. Wenn aber die Zeit kommt, wo dieses Festklammern überhaupt nichts mehr nützt, dann sind die idealen Umstände dafür geschaffen, sich selber vollständig gehen zu



lassen. Dann ist der Einzelne aus dem Gefängnis seines Ich befreit. Normalerweise ist das die einzigartige Gelegenheit, sich dessen bewusst zu werden, dass das eigentliche Selbst jenes göttliche Selbst ist, das sich im Universum spielerisch darstellt – ein Anlass, tiefste Freude zu empfinden. Doch nach heute herrschendem Brauch kommen Ärzte, Schwestern und Verwandte mit einer Maske des Lächelns an das Krankenbett und versichern dem Patienten, dass er es bald überstanden haben wird, dass er nächste Woche oder nächsten Monat wieder zu Hause sein oder Urlaub am Meer machen wird. Noch schlimmer ist, dass Ärzte weder die Rolle noch die Vorbildung haben, mit dem Sterben umzugehen. Der katholische Priester ist da in einer viel besseren Lage: Er weiß in der Regel, wie er die Sache anzupacken hat, ohne sich ungeschickt zu verhalten oder verlegen herumzustottern. Doch vom Arzt erwartet man, dass er den Tod um jeden Preis verhindert – und koste es die gesamten Ersparnisse des Patienten und seiner Familie.

Ananda Coomaraswamy hat einmal gesagt, dass er lieber zehn Jahre zu früh sterben wollte als zehn Minuten zu spät – zu spät und zu altersschwach oder mit Medikamenten voll gestopft, um die Gelegenheit zu ergreifen, sich selber gehen zu lassen, sich »aus eigenem Willen hinzulegen«. »Ich bete darum«, pflegte er zu sagen, »dass der Tod nicht dann kommt, wenn ich mich in einem nicht annihilirten Zustand befinde« – d.h. noch bevor ich mich von selbst habe gehen lassen. Aus diesem Grund

hat auch G. I. Gurdjieff, dieser großartige Schurke und Weise, in seinem Buch »All and Everything« geschrieben:

Das einzige Mittel, um die Wesen des Planeten Erde zu retten, wäre, ihnen ein neues Organ einzupflanzen ... und zwar mit solchen Eigenschaften, dass jeder dieser Unglücklichen im Verlauf seiner Existenz ständig die Unvermeidbarkeit seines eigenen Todes sowie des Todes jedes anderen, auf dem sein Auge oder seine Aufmerksamkeit ruhen, fühlen und sich dessen bewusst sein soll.

Nur ein solches Empfinden und eine solche Erkenntnis können im Augenblick den Egoismus zerstören, der sich so tief in ihnen festgesetzt hat.

Bei unserer Art, den Tod zu sehen, liest sich dies wie eine Anweisung für einen Albtraum. Doch das ständige Bewusstsein des Todes lässt die Welt so fließend und transparent erscheinen wie die trüben Muster von blauem Rauch in der Luft – nichts, woran man sich festhalten kann, und niemand, der sich daran festhalten will. Das ist nur so lange deprimierend, wie man an der Auffassung hängt, dass es irgendeine Möglichkeit gibt, den Tod in den Griff zu bekommen oder ihm noch einmal zu entgehen, bzw., solange man hofft, dass man irgendeine Ich-Seele hat, die die körperliche Auflösung überdauert. (Damit sage ich *nicht*, dass es eine persönliche Kontinuität über den Tod hinaus nicht gibt – nur dass der Glaube daran uns unfrei macht.)

Damit will ich nicht sagen, dass wir den Tod nicht fürchten sollen, genauso wenig wie ich gesagt habe, dass wir selbstlos sein sollen. Je mehr man die Angst vor dem Tod unterdrückt, umso stärker wird sie. Worauf ich hinauswill ist nur, dass man sich ohne den geringsten Zweifel dessen bewusst ist, dass das »Ich« und all die anderen »Dinge«, die gegenwärtig sind, verschwinden werden, bis dieses Bewusstsein einen zwingt, sich vom »Ich« und von den »Dingen« zu lösen – und zwar dies *jetzt* so sicher zu wissen, als ob man gerade in den Grand Canyon gestürzt wäre. In der Tat wurden wir bei unserer Geburt vom Rande eines Abgrunds gestoßen, und da hilft es nicht, sich an den Felsen festzuhalten, die mit einem fallen. Wer vor dem Tod Angst hat, der soll sich auch fürchten. Worauf es ankommt, ist, sich nicht dagegen zu wehren, sich all dem zu überlassen – der Angst, den Geistern, den Schmerzen, der Vergänglichkeit, der Auflösung und was es noch sei. Dann kommt die Überraschung, die einem bisher unglaublich erschien: Du stirbst nicht, weil du nie geboren wurdest. Du hattest einfach vergessen, wer du bist.

All dies geht viel leichter, wenn man mit Freunden zusammenarbeitet. Ist man ein Kind, so unternehmen die anderen, die Familienmitglieder, Freunde und Lehrer, alles Menschenmögliche, um einen in der Illusion des Getrenntseins von der übrigen Welt zu bestärken – um einem zu helfen, ein echter Schwindler zu werden, denn das ist genau das, was mit dem Begriff »reale Person« ge-

meint ist. Denn die Person – vom lateinischen Wort »persona« – war ursprünglich die mit einem Megaphon versehene Maske der Schauspieler in den Freilufttheatern des alten Griechenland und des alten Rom, die Maske, durch (per) die der Schall (sonus) drang. Wenn wir sterben, legen wir die »persona« ab, genauso wie Schauspieler hinter der Szene Maske und Kostüm ablegen. Und genauso wie ihre Freunde hinter die Bühne kommen, um ihnen zur Vorstellung zu gratulieren, genauso sollten sich die eigenen Freunde am Sterbebett versammeln, um einem aus der Rolle des Sterblichen herauszuhelfen, Beifall zu spenden und sogar mit Sekt oder mit Sakramenten (je nach Geschmack) das große Erwachen des Todes zu feiern.

Es gibt viele andere Möglichkeiten, wie man aus dem Schwarz-Weiß-Spiel das Spiel »Weiß *muss* gewinnen« machen kann. Auch bei ihnen geht es wie beim Kampf ums Überleben darum, dass man die gegenseitige Abhängigkeit der beiden Seiten ignoriert oder sie aus dem Bewusstsein ausblendet. Auf seltsame Weise gehört dies natürlich ebenfalls zum Schwarz-Weiß-Spiel, denn das Vergessen oder Ignorieren ihrer gegenseitigen Abhängigkeit ist das Verstecken in dem göttlichen Versteckspiel, und dieses Versteckspiel selbst ist wiederum das Schwarz-Weiß-Spiel!

Um dies zu veranschaulichen, wollen wir einen Abstecher in ein Gebiet der wissenschaftlichen Utopie machen, das aber sehr rasch Realität wird. Die angewandten Wis-

senschaften können als das Spiel »Ordnung gegen Zufall« angesehen werden, besonders im Bereich der Kybernetik, der Wissenschaft von der Kontrollautomatisierung. Mit Hilfe der wissenschaftlichen Vorhersage und ihrer technischen Anwendungsmöglichkeiten versuchen wir, über unsere Umgebung und uns selber größtmögliche Kontrolle zu gewinnen. In der Medizin, im Nachrichtenwesen, in der industriellen Produktion, im Transportwesen, im Finanzwesen, im Handel, zu Hause, in der Erziehung, in der Psychiatrie, in der Kriminologie und im Rechtswesen – überall versuchen wir, narrensichere Systeme zu entwickeln und die Möglichkeit von Fehlern auszuschalten. Je mächtiger die Technologie, umso dringender das Bedürfnis nach solchen Kontrollen, wie es etwa deutlich wird am Beispiel der Sicherheitsvorrichtungen für Düsenflugzeuge und – wohl am interessantesten – am Beispiel der Konsultationen zwischen Technikern der Nuklearmächte, die sicherstellen sollen, dass keiner aus Versehen den roten Knopf drückt. Die Verwendung von wirksamen Instrumenten mit ihren reichhaltigen Möglichkeiten zur Veränderung des Menschen und seiner Umwelt erfordert immer mehr neue Gesetze, Zulassungen und Überwachung und auf diese Weise immer kompliziertere Verfahren für die Inspektion und das Führen von Unterlagen. Große Universitäten haben beispielsweise einen Vizepräsidenten, der für den Kontakt mit der Regierung zuständig ist, und riesige Stäbe von Büroarbeitskräften, um dem damit verbundenen giganti-

sehen Papierkrieg Herr zu werden. Manchmal hat es den Anschein, als ob die bürokratische Arbeit, das Anfertigen von Unterlagen über das, was getan wird, wichtiger wird als der Gegenstand dieser Unterlagen selber. Die Unterlagen über Studenten in der Zulassungsstelle der Universität werden oft in Safes und Stahlkammern aufbewahrt, nicht so aber die Bücher in der Bibliothek – es sei denn, sie seien außerordentlich selten oder gefährlich. So wird das Verwaltungsgebäude einer Universität denn auch zum größten und eindrucksvollsten Komplex auf dem ganzen Gelände, und Mitglieder des Lehrkörpers stellen fest, dass immer mehr Lehr- und Forschungszeit für Ausschusssitzungen oder für das Ausfüllen von Formularen verwendet werden muss, damit die Institution rein mechanisch weiterläuft.

Aus den gleichen Gründen ist es immer schwieriger, ein kleines Geschäft zu betreiben, bei dem man es sich nicht leisten kann, alle die bürokratischen Bestimmungen in finanzieller und juristischer Hinsicht zu beachten, die heutzutage auch für die kleinsten Unternehmen gelten. Die Erleichterung der Kommunikation durch Massenmedien wie Fernsehen, Radio, Bücher und Zeitschriften ermöglichen einem einzelnen, sich klar ausdrückenden Menschen, Millionen zu erreichen. Das Telefon und das Postamt versetzen ihrerseits einen sehr großen Teil dieser Millionen in die Lage, diesem Einzelnen zu erwidern, was sehr schmeichelhaft und angenehm für den Betreffenden sein kann, doch er selbst hat keine Möglichkeit,

diesen vielen einzeln zu antworten. Dieser Umstand ist besonders dann bedauerlich, wenn Korrespondenten bei persönlichen und speziellen Problemen um Rat bitten. Nur ein Bundespräsident, ein Premierminister oder die führenden Köpfe riesiger Aktiengesellschaften können sich den Mitarbeiterstab und den technischen Aufwand leisten, um mit so vielen Reaktionen fertig zu werden.

Die Geschwindigkeit und Leistungsfähigkeit von Beförderungsmitteln, die über breite Autobahnen rollen oder durch die Luft fliegen, schränken in vielerlei Hinsicht die Freiheit des Reisens ein. Es wird immer schwieriger, einen Spaziergang zu unternehmen, ausgenommen in »Wandergebieten« wie in staatlichen Parks. Doch am Eingang des staatlichen Parks, der meiner Wohnung am nächsten liegt, steht ein Zaun, der mit einer langen Reihe von Schildern bestückt ist, auf denen man lesen kann: OFFENES FEUER VERBOTEN! MITFÜHREN VON HUNDEN VERBOTEN! JAGEN VERBOTEN! ZELTEN VERBOTEN! RAUCHEN VERBOTEN! REITEN VERBOTEN! SCHWIMMEN VERBOTEN! WASCHEN VERBOTEN! (Dies habe ich nie so recht begriffen.) PICKNICKEN NUR AUF DEN DAFÜR BESTIMMTEN PLÄTZEN ERLAUBT! Was früher ein kilometerlanger offener Strand war, ist jetzt ein staatlicher Park, der um 18 Uhr schließt, so dass man nicht mehr bei Mondschein zelten kann. Man kann auch nicht mehr als hundert Meter hinausschwimmen, ohne von einer Aufsicht beobachtet zu werden, geschweige denn sich mehr

als ein paar hundert Meter in das Wasser wagen - all das im Sinne von »Sicherheit zuerst« und einer narrensicheren Lebensführung.

Man versuche nur, nach Einbruch der Dunkelheit in einer netten amerikanischen Wohnsiedlung herumzuschlendern. Ist es einem gelungen, durch die Drahtzäune entlang den Autobahnen durchzukommen, und wandert man dann eine hübsche kleine Straße entlang, kann es sehr wohl passieren, dass ein Polizeiauto neben einem hält und man gefragt wird: »Wohin gehen Sie?« Zielloses Herumschlendern gilt als verdächtig und nicht normal. Vermutlich ist man ein Landstreicher oder ein Einbrecher – da man noch nicht einmal seinen Hund ausführt! »Wie viel Geld haben Sie bei sich?« Gewiss, man hätte es sich leisten können, den Bus zu nehmen. Hat man wenig oder gar kein Bargeld bei sich, dann ist man zweifellos ein Nichtstuer und ein Ärgernis. Jeder Einbrecher, der etwas von seinem Handwerk versteht, würde zu seinem Tatort mit einem Cadillac fahren!

Ordnungsgemäßes Reisen heißt heutzutage aus Sicherheitsgründen, sich auf dem schnellsten Weg von Punkt zu Punkt begeben. Die meisten erreichbaren Punkte sind aber voll gestopft mit Menschen und geparkten Autos und dadurch weniger sehenswert. Aus den gleichen Gründen ist es immer unangenehmer, sein Geschäft im Zentrum einer unserer großen Städte zu betreiben. Wirkliches Reisen macht erforderlich, dass man so viel nicht festgelegte Wanderungen wie möglich unternimmt,



denn es gibt keine andere Möglichkeit als diese, Überraschungen und Wunder zu entdecken – meiner Ansicht nach der einzige gute Grund, nicht zu Hause zu bleiben. Wie schon angedeutet, bewirkt die schnelle Kommunikation zwischen den Punkten, dass sie alle zu ein- und demselben Punkt werden. Waikiki Beach ist im Prinzip dasselbe wie Atlantic City, Brighton und Miami.

Die meisten Unfälle passieren in der eigenen Wohnung. Trotzdem kann die ständig zunehmende Leistungsfähigkeit der Kommunikationsmittel und der Kontrolle menschlichen Verhaltens uns wie Pilze auf den Boden festkleben, statt uns frei wie die Vögel in der Luft machen. Alle Informationen gelangen zum Einzelnen in Form von superrealistischem Fernsehen und anderen elektronischen Vorrichtungen, wie sie noch im Planungsstadium sind oder kaum vorgestellt werden können. In einer Hinsicht kommt der Einzelne dadurch in die Lage, sich nach überallhin auszudehnen, ohne seinen Körper zu bewegen – sogar bis hin in entfernte Bereiche des Weltraums. Doch das wird ein neuer Mensch sein – ein Individuum mit einem riesigen externen Nervensystem, das bis in das Unendliche hineinreicht. Dieses elektronische Nervensystem wird so verschaltet sein, dass alle Individuen, die daran angeschlossen sind, mehr oder weniger die gleichen Gedanken, die gleichen Gefühle und die gleichen Erfahrungen haben werden. Es wird vielleicht spezialisierte Typen geben, wie es auch in unserem Körper spezialisierte Zellen und Organe gibt, denn dahin

geht die Tendenz – dass alle Individuen in einen einzigen bioelektronischen Körper verschmelzen.

Nehmen wir doch einmal die erstaunlichen Möglichkeiten, die jetzt für das Schnüffeln geschaffen wurden, die Vorrichtungen, die bereits in Büros, Fabriken, Warenhäusern und verschiedenen Kommunikationsbereichen wie Post und Telefon verwendet werden. Durch die Transistor- und Miniaturtechnik werden diese Vorrichtungen immer weniger sichtbar und reagieren auf immer schwächere elektrische Impulse. All das läuft auf das Ende des individuellen Privatlebens hinaus, in einem Ausmaß, wo es sogar unmöglich sein kann, seine eigenen Gedanken zu verbergen. Am Ende dieser Entwicklung hat keiner mehr eigene Gedanken, es gibt nur ein riesiges und komplexes Universalgehirn, das vielleicht mit solchen fantastischen Möglichkeiten der Kontrolle und Vorhersage ausgestattet ist, dass es die eigene Zukunft schon auf Jahre hinaus kennt.

Je sicherer und je deutlicher man die Zukunft sieht, desto mehr kann man sagen, dass man sie bereits hinter sich hat. Wenn der Ausgang eines Spiels sicher ist, dann möchten wir gar nicht mehr weiterspielen, sondern fangen ein neues Spiel an. Aus diesem Grund wollen sich auch viele Leute nicht die Zukunft weissagen lassen, nicht weil sie das Wahrsagen für bloßen Aberglauben halten oder befürchten, dass ihnen Schreckliches vorhergesagt werden könnte, sondern einfach weil das Leben in einer Zukunft, die man sicher kennt, keine Überraschungen mehr bringt und damit keinen Spaß macht.

Malen wir uns noch eine andere Vorstellung dieser Art aus. Die Technologie muss versuchen, ein Gleichgewicht zwischen der menschlichen Bevölkerung und den Nahrungsmitteln herzustellen. Das erfordert auf der einen Seite eine überlegte Geburtenkontrolle, auf der anderen Seite die Entwicklung vieler neuer Arten von Lebensmitteln aus Erde, Meerwasser und Luft, ohne Zweifel auch die Zurückverwandlung von Exkrementen in Nahrungssubstanzen. Doch in jedem System dieser Art gibt es einen fortschreitenden Energieverlust. Je mehr sich die Nahrungsmittel verknappen, desto geringer muss auch die Bevölkerung werden. Fühlt sich dann die menschliche Rasse wie ein einziger Riesenorganismus, dann wird dieses Superindividuum immer kleiner und immer kleiner werden, bis der letzte Mund den letzten Bissen verschluckt. Doch kann es auch sein, dass die Menschen schon lange vorher zu sehr haltbaren künstlichen Kopien ihrer selbst geworden sind und gar kein Bedürfnis nach Essen mehr kennen. Aber wäre das nicht gleichbedeutend mit dem Ende der menschlichen Rasse, leere Erinnerungen an den Menschen in Form von Plastik?

Die meisten von uns, die wir heute leben, empfinden bei diesen Vorstellungen stärkstes Unbehagen. Der Verlust der Privatsphäre und der Freiheit, die Beschränkung des Reisens, die fortschreitende Umwandlung von Fleisch und Blut, Holz und Steinen, Früchten und Fischen, Sehbarem und Hörbarem in künstliche, synthetische und elektronische Nachbildungen ihrer selbst – all

das beunruhigt sie sehr. Der Maler und der Musiker hindern sich immer mehr am eigenen Schaffen, indem sie immer lebensgetreue und billigere Kopien ihrer Originale herstellen. Soll eine Reproduktion in diesem Sinn die biologische Reproduktion durch Zellteilung oder sexuelle Vereinigung ersetzen? Kurz, besteht der nächste Schritt in der Evolution darin, den Menschen zu nichts anderem als zu elektronischen Gebilden umzuwandeln?

Alle diese Möglichkeiten scheinen zu weitab zu liegen, als dass es sinnvoll wäre, sich mit ihnen zu befassen. Doch vieles von dem ist heute schon Wirklichkeit, und wie wir gesehen haben, nimmt das Tempo, in dem technische und soziale Veränderungen auftreten, ständig zu, schneller, als wir gern zugeben möchten. Die Popularität der Science-Fiction-Literatur spiegelt eine sehr weit verbreitete Faszination von diesen Fragen wider, und so viel Science-Fiction ist faktisch ein Kommentar zur Gegenwart, da man das, was heute passiert, mit am besten verstehen kann, wenn man es in das Morgen weiterspinnt. Worin besteht der Unterschied zwischen dem, was gegenwärtig geschieht, und der Richtung, in die es führt? Wenn ich von London nach New York fliege, dann fliege ich nach Westen, und zwar schon lange, bevor ich noch über die britische Küste hinaus bin.

Aus den Visionen der Zukunft, die wir heraufbeschworen haben, können wir zwei wichtige Dinge lernen. Erstens: Wenn das Spiel »Ordnung gegen Zufall« weiterhin als Spiel erhalten bleiben soll, darf die Ordnung nicht ge-

winnen. Je besser die Vorhersage und je wirksamer die Kontrolle, umso mehr verliert das Spiel an Reiz. Wir müssen uns dann nach einem neuen Spiel mit unsicherem Ausgang umsehen. Mit anderen Worten: Wir müssen uns wieder *verstecken*, vielleicht in einer anderen Weise, und dann auf neuen Wegen suchen, da diese beiden Dinge zusammen das Lebendige und das Wunderbare unserer Existenz ausmachen. Andererseits darf auch der Zufall nicht gewinnen, aber das kann er wahrscheinlich auch nicht, weil die Polarität Ordnung/Zufall von der gleichen Art zu sein scheint wie die Polarität von An/Aus und Oben/Unten. Manche Astronomen sind der Meinung, dass unser Universum mit einer Explosion begann, die alle Galaxien in den Weltraum schleuderte, wo sie durch negative Entropie sich für immer in gleichförmige kosmische Strahlung auflösen. Ich kann diese Meinung nicht teilen. Mein grundlegendes metaphysisches Axiom, mein »Glaubenssatz«, lautet, dass alles, was einmal geschehen ist, immer wieder geschehen kann. Nicht so sehr in der Hinsicht, dass es vor der ersten Explosion eine Zeit gegeben haben muss und nach der endgültigen Auflösung eine Zeit geben wird, sondern dass die Zeit selber (wie der Raum) einer gekrümmten Linie folgt.

Diese Annahme wird durch die zweite und zugleich fantastischer klingende Moral aus diesen Zukunftsvisionen bestärkt. Es gilt das französische Sprichwort: »Plus ça change, plus c'est la même chose« – je mehr sich etwas ändert, umso mehr bleibt es ein- und dasselbe. Die Ver-

änderung ist in gewisser Hinsicht eine Illusion, denn wir sind immer an einem Punkt, ab dem jede Zukunft möglich ist! Wenn die menschliche Rasse ein elektronisches Nervensystem außerhalb der Körper einzelner Menschen entwickelt und somit uns allen quasi ein Gehirn und einen globalen Körper verleiht, dann ist das beinahe genau dasselbe, was in den Zellorganisationen geschehen ist, aus denen sich unser Körper zusammensetzt. Wir haben es bereits getan.

Unsere Körperzellen erscheinen und verschwinden, wie die Lichtwellen vibrieren und die Menschen geboren werden und sterben. Ein menschlicher Körper ist wie ein Strudel: Er scheint eine beständige Form zu haben, aber er funktioniert nach demselben Prinzip wie ein Strudel, weil sich nämlich kein Wasser in ihm hält. Die Moleküle und Atome des Wassers sind auch »Strudel« – sich bewegende Minigebilde, die kein beständiges oder irreduzierbares »Zeug« enthalten. Jeder Mensch ist die Form, die ein Strom annimmt – ein erstaunlicher Strom aus Milch, Wasser, Brot, Beefsteak, Früchten, Gemüse, Luft, Licht und Ausstrahlung – und jedes einzelne dieser Dinge ist selbst wiederum ein Strom. Dasselbe gilt auch für unsere Institutionen. Es gibt etwas »Beständiges«, das sich die Universität von Kalifornien nennt und in der nichts bleibt, was hineingetan wird: Studenten, Professoren, Verwaltungsmitglieder und sogar Gebäude kommen und gehen und lassen so die Universität selber zu einem kontinuierlichen Prozess, zu einem Verhaltensmuster werden.

Was die Möglichkeiten der Vorhersage und der Kontrolle anbelangt, so hat der einzelne Organismus diese in einem Ausmaß verwirklicht, das die Neuronen, als sie zum ersten Mal den Trick lernten, in helles Erstaunen versetzt haben muss. Und wenn wir uns selber in Form von mechanischen und elektronischen Mustern oder Kunststoffgebilden reproduzieren, so ist auch das nicht wirklich etwas Neues. Jede sich in der Entwicklung befindliche Spezies muss mit bösen Befürchtungen auf diejenigen ihrer Mitglieder blicken, die zuerst Zeichen von Veränderung zeigen, und wird sie sicher als gefährlich oder verrückt ansehen. Diese neue und unerwartete Form der Reproduktion ist außerdem wohl nicht sonderbarer als vieles dieser Art, was sich bereits in der biologischen Welt findet – die erstaunliche Umwandlung von einer Raupe in einen Schmetterling, das Zusammenspiel zwischen Bienen und Blumen oder das für uns unangenehme, aber höchst komplizierte System der Anophelesmücke.

Wenn das alles so endet, dass die menschliche Rasse im Universum keine andere Spur von sich selber hinterlassen wird als ein System elektronischer Muster, warum sollte uns das aufregen? Das ist ja genau das, was wir bereits sind! Lebendiges Fleisch oder Kunststoff, Intelligenz oder Mechanik, Nerven oder Drähte, Biologie oder Physik – all das scheint sich letztlich auf diesen großartigen Tanz der Elektronen reduzieren zu lassen, der sich auf der makroskopischen Ebene als die ganze Vielfalt von Formen und »Substanzen« darbietet.

Doch das Grundproblem der Kybernetik, durch das sie zu einem unaufhörlichen Erfolg/Misserfolg-Spiel wird, besteht darin, den Prozess der Kontrolle selber zu kontrollieren. Macht ist nicht unbedingt Weisheit. Ich kann faktisch die totale Befehlsgewalt über meinen Körper und meine physische Umgebung haben, aber wie soll ich mich selber kontrollieren, um Unvernunft und Irrtümer in ihrer Ausübung zu vermeiden? Die Genetiker und Neurologen werden eines Tages vielleicht so weit sein, dass sie nach Wunsch jeden menschlichen Charakter produzieren können, aber woher wollen sie wissen, welche Charaktere benötigt werden? Eine Kultur, die an ihrem Anfang steht, braucht zähe und aggressive Individualisten, während eine städtisch-industrialisierte Kultur gesellige und kooperative Teamworker erfordert. Wie sollen Genetiker angesichts der immer schneller aufeinander folgenden sozialen Veränderungen die Adaptationen des Geschmacks, des Temperaments und der Motivation voraussehen, die in zwanzig oder dreißig Jahren nötig sein werden? Außerdem hat jeder Eingriff in die Natur unvorhersehbare Folgen. Ein menschlicher Organismus, der Antibiotika absorbiert hat, ist nicht mehr ganz derselbe Organismus wie zuvor, weil sich das Verhalten seiner Mikroorganismen bedeutend verändert hat. Je mehr künstliche Eingriffe man vornimmt, umso mehr muss man eine ständig anwachsende Zahl detaillierter Informationen über die Ergebnisse eines Eingriffs in eine Welt, deren unzählige Details in unentwirrbarer Weise miteinander verknüpft sind, einer



Analyse unterziehen. Diese Informationen sind – auch wenn man sich noch so sehr wissenschaftlich spezialisiert – so umfangreich, dass kein einzelner Mensch die Zeit hat, sie zu lesen, geschweige denn sie zu verarbeiten.

Bei der Lösung von Problemen schafft die Technologie neue Probleme, und es hat den Anschein, als ob wir immer schneller laufen müssten, um dort zu bleiben, wo wir sind. Die Frage ist dann, ob der technische Fortschritt im Sinne einer Steigerung von Lebensgenuss und Lebensglück überhaupt etwas »bringt«. Sicher gibt es im Augenblick der Veränderung so etwas wie Freude oder Erleichterung – man denke an die Zeiten, als es zum ersten Mal Telefon, Radios, Fernsehen, Düsenflugzeuge, neue Medikamente oder Rechenmaschinen gab. Aber diese neuen Errungenschaften werden nur allzu schnell als selbstverständlich angesehen, und wir fühlen uns bald von den negativen Seiten, die sie mit sich bringen, bedrängt. Ein erfolgreicher Universitätsrektor beklagte sich einmal bei mir: »Ich habe so viel zu tun, dass ich bald einen Hubschrauber brauche«. »Na schön«, erwiderte ich ihm, »solange Sie der einzige Rektor sind, der einen hat, werden Sie gegenüber Ihren Kollegen im Vorteil sein. Aber schaffen Sie sich lieber doch keinen an, denn dann erwartet jeder noch mehr von Ihnen!«

Sicherlich ist der technische Fortschritt, vom begrenzten Standpunkt des Einzelnen aus gesehen, eindrucksvoll. Sir Cedric Hardwicke hat als alter Mann in den Sechzigerjahren dieses Jahrhunderts gesagt, er hätte als Einziges

den Umstand bedauert, dass er nicht im Viktorianischen Zeitalter leben konnte – aber mit Penicillin. Ich bin immer noch dankbar, dass ich mich heute nicht mehr den ärztlichen und zahnärztlichen Künsten meiner Kindheit auszusetzen brauche, aber ich bin mir dessen bewusst, dass Fortschritte auf einem Gebiet mit Fortschritten auf allen anderen Gebieten engstens zusammenhängen. Ich könnte kein Penicillin oder irgendein anderes Anästhetikum haben, ohne zugleich Flugzeuge, die Elektronik, Massenkommunikationsmittel, Autobahnen, die industrialisierte Landwirtschaft – geschweige denn Atombomben und die bakteriologische Kriegsführung – in Kauf nehmen zu müssen. Sieht man die Dinge also nicht so eng, erhält das ganze Projekt der »Eroberung der Natur« immer mehr den Anschein einer Fata Morgana. Es ist so, als würde sich das Lebenstempo beschleunigen, ohne dass man sich von der Stelle rührt. Doch der technische Fortschritt wird zu einem immer schneller werdenden Absacken, und zwar auf Grund der festen Illusion, dass der Mensch und die Natur, der Organismus und seine Umgebung, der Kontrollierende und das Kontrollierte, jeweils zwei verschiedene Dinge sind. Vielleicht könnten wir die Natur »erobern«, aber nur, wenn wir zuerst oder gleichzeitig unsere eigene Natur in den Griff bekommen könnten, doch erkennen wir nicht, dass die menschliche Natur und die Natur »draußen« aus einem Stück sind. Ebenso wird uns nicht bewusst, dass »Ich« als der Erkennende und der Kontrollierende derselbe bin wie mein »Selbst«

als etwas, das Gegenstand der Erkenntnis und der Kontrolle ist. Der unser Selbst-Bewusstsein bewirkende Rückmeldemechanismus unserer Gehirnrinde ermöglicht uns die Halluzination, dass zwei Seelen in unserem Körper wohnen – eine rationale Seele und eine animalische Seele, ein Reiter und ein Pferd, ein gutmütiger Mensch mit besseren Instinkten und edleren Gefühlen und ein Schurke mit räuberischen Gelüsten und unbändigen Leidenschaften. Von daher stammen auch das Heucheln der Schuld und der Reue und die schrecklichen Grausamkeiten von Strafe, Krieg und Selbstquälerei im Namen des Guten gegen das Böse. Je mehr das Gute Partei für sich ergreift, desto mehr zeigt sich der von ihm nicht zu trennende Schatten des Bösen, und je stärker es ihn von sich weist, desto mehr wird es selber zum Bösen.

So sind Jahrtausende der Menschheitsgeschichte ein Kampf von großartiger Erfolglosigkeit, ein wunderbar in Szene gesetztes Panorama von Triumphen und Tragödien, das von der entschlossenen Hütung des Tabus herrührt, dass man die gegenseitige Bedingtheit von Schwarz und Weiß nicht zugeben darf. Es ist wohl noch nie auf faszinierendere Art und Weise Lärm um nichts gemacht worden. So als ob sich irgendwelche zwei Parteien darauf *geeinigt* hätten, miteinander zu kämpfen, so besteht der entscheidende Trick des Schwarz-Weiß-Spiels in der vollkommen geheim gehaltenen Abmachung der beiden Partner, ihre Einheit zu verbergen und so unterschiedlich wie möglich zu wirken. Es ist wie ein Kampf

auf der Bühne, der so gut gespielt wird, dass die Zuschauer geneigt sind, ihn für einen wirklichen Kampf zu halten. Hinter diesen äußeren deutlichen Unterschieden verbirgt sich stillschweigend die Einheit dessen, was im Vedanta das göttliche Selbst genannt wird, das Alleinexistierende, das Ein und das Alles, das sich im Einzelnen versteckt.

Wenn aber diese grundlegende Einheit zwischen dem Selbst und dem anderen, dem Einzelnen und dem Universum, besteht, wie konnte unser Geist so eng werden, dass wir es nicht wissen?



### 3

## Wie man zu einem echten Schwindler wird

Wir haben die Katze bereits aus dem Sack gelassen. Was nicht jeder weiß, ist, dass der Einzelne, sein »unscheinbares Ich«, das »auf diese Welt gekommen ist« und vorübergehend von der Hülle der Haut umgeben lebt, ein Betrug und ein Schwindel ist. Tatsache ist, dass kein Ding oder kein Merkmal dieses Universums sich vom Ganzen trennen lässt und dass deshalb das einzige wahre göttliche Ich oder göttliche Selbst das Ganze ist. Im weiteren Verlauf des Buches soll dies so deutlich gemacht werden, dass man nicht nur die Worte versteht, sondern es auch als Tatsache *fühlt*. Der erste Schritt besteht darin, sich so klar wie möglich dessen bewusst zu werden, wie dieser Betrug anfängt. Zunächst einmal müssen wir auf die Form des Betruges selbst einen Blick werfen. Schon lange habe ich herauszufinden versucht, wie die Leute ihre eigene Existenz erfahren oder spüren – für welche speziellen Empfindungen sie das Wort »Ich« benutzen.

Es scheint nur wenige Menschen zu geben, die dieses Wort für ihren ganzen Organismus verwenden. »Ich habe einen Körper« hört man häufiger als »Ich bin ein Körper«. Es heißt »meine« Beine in dem Sinn wie »meine« Kleider, und das »Ich« scheint intakt zu bleiben, auch wenn die Beine amputiert werden. Wir sagen: »Ich spreche«, »Ich gehe spazieren«, »Ich denke« und (sogar) »Ich atme«. Aber wir sagen nicht: »Ich gebe meinen Knochen eine Gestalt«, »Ich lasse meine Nägel wachsen« oder »Ich lasse mein Blut zirkulieren«. Wir scheinen das Wort »Ich« für etwas *im* Körper zu benutzen, aber nicht für etwas *vom* Körper, denn vieles von dem, was innerhalb des Körpers vorgeht, scheint dem »Ich« in der gleichen Weise zuzustoßen wie ein äußeres Ereignis. »Ich« steht für das Zentrum der willentlichen Steuerung und der bewussten Aufmerksamkeit, aber nicht durchweg. Das Atmen wird nur zum Teil vom Willen gesteuert, und wir sagen »Ich war krank«, »Ich habe geträumt« oder »Ich bin eingeschlafen«, als ob diese Worte nicht passiv, sondern aktiv wären.

Doch normalerweise bezieht sich das Wort »Ich« auf ein Zentrum im Körper. Dieses Zentrum wird aber von verschiedenen Leuten an verschiedenen Stellen gefühlt. In manchen Kulturen wird es in den Bereich des Sonnengeflechts verlegt. Das »hsin« der Chinesen, das Herz des Geistes oder die Seele, findet sich in der Mitte des Brustkorbs. Doch die meisten Menschen im Westen lokalisieren das Ich im Kopf, an dem alles Übrige von uns dran-

hängt. Das Ich liegt irgendwo hinter den Augen und zwischen den Ohren. Es ist so, als würde unterhalb des Schädeldachs ein kontrollierender Offizier sitzen, der Kopfhörer trägt, die mit den Ohren verbunden sind, und einen Bildschirm beobachtet, der an die Augen angeschlossen ist. Vor ihm steht ein großes Instrumentenpult mit Zifferblättern und Schaltern, die mit all den anderen Teilen des Körpers verbunden sind, die bewusste Informationen ergeben oder auf die Anweisungen des Offiziers reagieren. Dieser kontrollierende Offizier »sieht« Dinge, »hört« Geräusche, »empfindet« Gefühle und »hat« Erfahrungen. Das sind zum Teil weit verbreitete, aber redundante Redewendungen, denn ein Ding sehen heißt nichts anderes als Sehen, ein Geräusch hören ist nichts anderes als Hören, ein Gefühl empfinden ist nichts anderes als Fühlen, und eine Erfahrung haben ist nichts anderes als Erfahren. Aber dass solche Redensarten so häufig verwendet werden, zeigt, dass die meisten Leute sich selbst als losgelöst von ihren Gedanken und Erfahrungen vorstellen. Das kann ganz schön kompliziert werden, wenn wir uns zu fragen beginnen, ob der Mann in unserem Kopf noch einen anderen Mann in seinem Kopf hat, und so weiter ad infinitum!

*Es gab einmal einen jungen Mann, der sagte:*

*»Zwar scheint es, als wüsste ich, dass ich weiß,  
aber ich würde so gern das >Ich< sehen, das das >Ich< kennt,  
wenn ich sage, dass ich weiß, dass ich weiß.«*



Eines der wichtigsten Teile der Ausrüstung des Mannes in unserem Kopf sind seine Aufzeichnungen und Karteien – das Gedächtnis, das er ständig »konsultiert«, damit er weiß, wie er die Informationen von draußen interpretieren und darauf reagieren soll. Ohne diesen Teil der Ausrüstung könnte er sich nicht als beständig erleben – als *derselbe* Mann, der er auch noch vor Sekunden war. Obwohl Erinnerungen sehr viel fließender und schwerer fassbarer sind als ein Photofilm oder ein Magnetband, bildet die Ansammlung von Erinnerungen einen wesentlichen Teil unserer Ich-Empfindung. Sie verschaffen einem den Eindruck von etwas Bleibendem, während das Leben vorübergeht – so als ob das bewusste Selbst ein fester Spiegel wäre, in dem sich eine vorüberziehende Prozession reflektiert. Auf diese Weise wird das Gefühl des Getrenntseins von der übrigen Welt noch weiter verstärkt. Man hat das Empfinden, man würde sich im Verhältnis zu äußeren Ereignissen und inneren Gedanken so langsam verändern, dass man wie ein unabhängiger Beobachter außerhalb von ihnen zu stehen scheint. Doch Erinnerungen bestehen fort, wie ein Strudel fortbesteht. Die bewusste Aufmerksamkeit scheint sie so abzutasten wie Computer ihre sich fortwährend drehenden Bänder oder sonstigen Speichermechanismen. Das Gedächtnis ist wie ein Strudel ein ständiges Bewegungsmuster und nicht wie eine haltbare Substanz, etwa wie ein Spiegel, eine Wachsplatte oder ein Stück Papier. Wenn Erinnerungen in Nervenzellen gespeichert sind, kann man sie

nicht außerhalb des Stroms von Ereignissen stellen, denn die Nervenzellen fließen in demselben Strom mit wie die Ereignisse außerhalb des Schädels. Man kann sagen, Ihre Nervenzellen sind Teil meiner äußeren Welt, und meine Nervenzellen Teil Ihrer äußeren Welt! Alles, was in uns ist, ist außen, in der physischen Welt. Aber umgekehrt hat die äußere Welt keine Farbe, keine Form, kein Gewicht, keine Wärme und keine Bewegung ohne unsere »inneren« Gehirne. Diese Eigenschaften hat sie nur *in Bezug auf* Gehirne, die wiederum Teile von ihr selber sind.

Wohin auch immer die Leute den Sitz ihres Ich hinverlegen mögen und wie viel oder wie wenig von ihrem physischen Körper sie damit gleichsetzen, fast alle stimmen darin überein, dass ihr »Ich« *nicht* außerhalb ihrer Haut liegt. So sagt Shakespeares König Johann zu Hubert: »Eine Seele wohnt in diesem Fleisch, die dich als Schuldner achtet.«

Die Haut wird immer als eine Wand angesehen, als eine Barriere oder Grenzlinie, die einen selber fein säuberlich von der übrigen Welt trennt – trotz der Tatsache, dass sie mit Poren bedeckt ist, die Luft atmen, und mit Nervenenden, die Informationen weiterleiten. Die Haut ist also Barriere gegen außen und zugleich Brücke nach außen. Trotzdem sind wir der festen Überzeugung, dass jenseits dieser »Wand aus Fleisch« eine fremde Welt liegt, die sich nur wenig mit uns befasst, so dass viel Energie aufgewendet werden muss, um ihre Aufmerk-

samkeit zu erzwingen oder anzuziehen bzw. ihr Verhalten zu ändern. Sie war schon da, noch bevor wir geboren wurden, und sie wird weiter fortbestehen, nachdem wir gestorben sind. Wir leben in ihr nur für relativ kurze Zeit als ziemlich unbedeutende Fragmente, ohne Verbindung zu ihr und allein.

Diese Täuschung hat sich schon immer in Formen des Denkens niedergeschlagen, und zwar in den Vorstellungen, Modellen, Mythen und Sprachsystemen, die wir seit Jahrtausenden benutzen, um der Welt einen Sinn zu geben. Auf unsere Wahrnehmung haben sie sich in einer Weise ausgewirkt, die man am treffendsten als hypnotisch bezeichnen kann. Der Hypnotiseur versteht es nämlich, hauptsächlich durch Sprechen – zusammen mit entspannter Fixierung der bewussten Aufmerksamkeit seiner Versuchsperson – Täuschungen und seltsame Verhaltensänderungen bei ihr hervorzurufen. Der Zauberer auf der Bühne bewirkt die meisten seiner Illusionen ebenfalls durch Reden und Irreführung der Aufmerksamkeit. Hypnotische Täuschungen können für die Versuchsperson deutlich spürbar und wirklich sein, auch nachdem sie aus der so genannten »hypnotischen Trance« erwacht ist.

Es hat also den Anschein, als ob sich die menschliche Rasse die Illusion des »Ich« durch Hypnose geschaffen oder eingeredet hat. Außer uns gibt es niemanden, dem man die Schuld dafür zuschieben könnte. Wir sind nicht Opfer einer Verschwörung, die von einem Gott außer-

halb oder irgendeiner geheimen Gesellschaft von Manipulatoren arrangiert worden ist. Als biologische Grundlage für den Schwindel unseres »Selbst« kommt einzig das Gehirn in Frage, mit seiner Fähigkeit zur bewussten Aufmerksamkeit und zur Erkenntnis – der Fähigkeit zum Wissen über das Wissen und zum Denken über das Denken auf der Grundlage von Vorstellungen und Sprache. Als jemand, der dieses Buch schreibt, habe ich das Problem, dass ich mit Hilfe von Worten die durch die Sprache bewirkten Illusionen zerstreuen will, während ich gleichzeitig eine dieser Sprachen, die diese Illusionen hervorrufen, benutze. Erfolg haben kann ich nur nach dem Motto: Ein Haar von dem Hund, der dich gebissen hat, wird dich heilen.

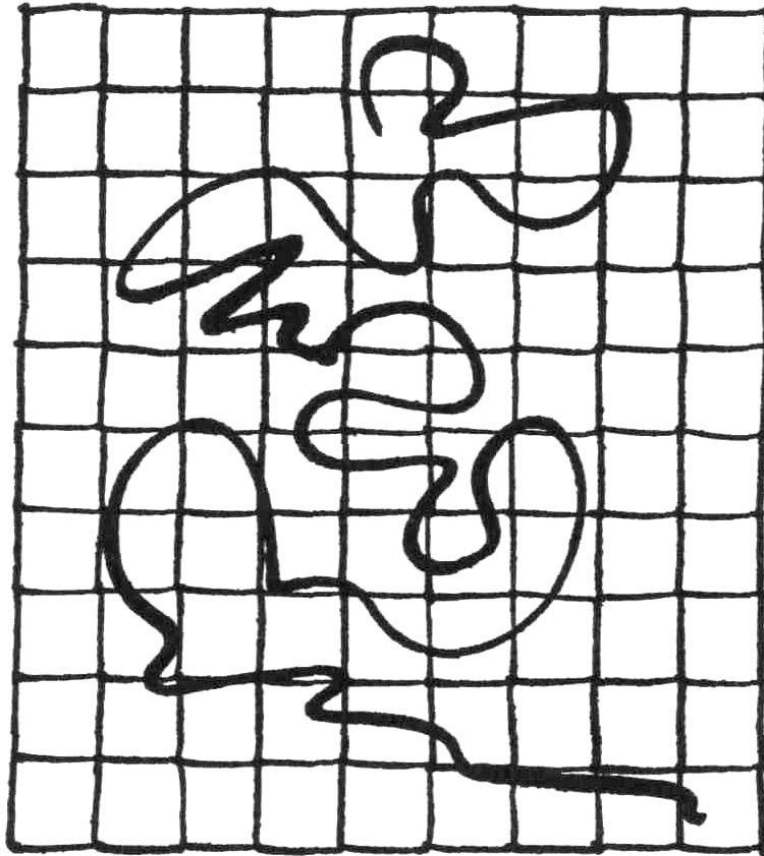
Abgesehen von solchen von Menschen geschaffenen Artefakten wie Gebäude und Straßen (insbesondere römische und amerikanische Straßen) sind die Formen des Universums, einschließlich unsere eigenen, alles andere als geradlinig. Auch der Lauf der Dinge folgt verschlungenen Wegen. Ob Wolken, Berge, Pflanzen, Flüsse, Tiere, Küstenlinien – alles geht ineinander über und verändert sich fortlaufend, so dass man oft gar nicht richtig feststellen kann, wo bzw. wann das eine anfängt und das andere aufhört. Irgendein französischer Klassizist des 18. Jahrhunderts hat sich beschwert und meinte, der große Schöpfer hätte wohl kein großes Werk geleistet, als er die Sterne nicht mit eleganter Symmetrie nebeneinander fugte. In der Tat scheinen die Sterne im Weltall

verteilt zu sein wie die Tropfen einer sich zerschlagenden Welle. Ist das alles eins und folgt es einem verschlungenen Weg, oder sind es viele einzelne Dinge, wo sich jedes für sich unvorhersagbar weiterentwickelt? Gibt es »Dinge«, die chaotisch sind, oder ist das Chaos dasselbe wie die Dinge? Es kommt darauf an, wie man es betrachtet.

Vor Jahrtausenden hat irgendein Genie entdeckt, dass man sich im Zickzack bewegende Lebewesen, wie Fische und Kaninchen, mit einem Netz fangen kann. Viel später dachte ein anderes Genie daran, die Welt mit Hilfe eines Netzes zu erfassen. Die Welt an sich schreitet etwa in der folgenden Form voran:



Doch jetzt betrachte man diesen verschlungenen Weg durch ein Netz:



Das Netz hat die große krumme Linie in kleine krumme Linien »zerschnitten«, die sich alle in Quadraten von derselben Größe befinden. Dem Chaos wurde Ordnung aufgezwungen. Wir können jetzt sagen, dass die große krumme Linie so viele Quadrate nach links, so viele Quadrate nach rechts, so viele nach oben und so viele nach unten verläuft. Jahrhunderte später wurde diese Vorstellung von einem Netz auf die Welt übertragen, und zwar in Form von Längen- und Breitengraden für die Erde und für alle Gestirne. Dieses Netz findet sich

auch wieder als Millimeterpapier in der Mathematik, als Karteifächer für Akten und als Grundriss für Städte. Das Netz ist somit zu einer der leitenden Vorstellungen im menschlichen Denken geworden. Aber es bleibt immer eine Vorstellung, und so wie niemand den Äquator benutzen kann, um ein Paket zu verschnüren, so fließt uns auch die wirkliche Welt wie Wasser durch unsere imaginären Netze. Wie sehr wir auch dieses Unüberschaubare unterteilen, zählen, sortieren oder in bestimmte Dinge oder Ereignisse klassifizieren, wir folgen immer einem Denkmodell. Die Welt selber ist eigentlich nie unterteilt. Eine andere nachhaltige Vorstellung ist das »Keramikmodell« des Universums, wonach wir uns die vielen Formen, die wir in ihm vorfinden, aus einer oder mehreren Substanzen bestehend denken, so wie Töpfe aus Ton geformt sind und Adam von Gott aus Staub erschaffen worden sein soll. Diese Vorstellung ist besonders irreführend gewesen und hat Philosophen sowie Wissenschaftler jahrhundertlang zur Beschäftigung mit solchen idiotischen Fragen angehalten wie: »Wie beeinflusst die Form (die Energie) die Materie?« »Was *ist* Materie?« »Was geschieht mit der Form (der Seele), wenn sie die Materie (den Körper) verlässt?« »Wie kommt es, dass sich >reine< Materie in geordneten Formen niederschlägt?« »Welche Beziehung besteht zwischen Geist und Körper?«

Bei Problemen, die ständig ungelöst bleiben, sollte man immer den Verdacht haben, dass die Frage falsch gestellt worden ist, wie wir schon beim Problem von Ursache und

Wirkung gesehen haben. Man teile einen Prozess willkürlich in zwei Teile, vergesse, dass man es getan hat, und rätsele dann jahrhundertlang, wie man die beiden Teile zusammenfügen kann. Das trifft auch auf »Form« und »Materie« zu. Da noch nie jemand ein Stück formloser Materie oder eine nichtmaterielle Form entdeckt hat, sollte es einleuchtend gewesen sein, dass irgendetwas mit diesem Keramikmodell nicht stimmt. Die Welt ist genauso wenig aus Materie geformt wie Bäume aus Holz »gemacht« sind. Die Welt ist weder Form noch Materie, denn diese beiden schwerfälligen Begriffe bezeichnen ein- und denselben Prozess, der vage als die »Welt« oder die »Existenz« bekannt ist. Doch die Illusion, jede Form bestehe aus irgendeiner, ihre Grundlage bildende Substanz bzw. sei aus ihr gemacht, hat sich in unser allgemeines Denken tief festgesetzt. Wir haben vollkommen vergessen, dass sowohl »Materie« als auch »Meter« von dem im Sanskrit gebräuchlichen Wortstamm matr-, »zu messen«, herrühren und dass »materielle Welt« nichts anderes bedeutet als die Welt, wie sie gemessen wird oder messbar ist – mit Hilfe von solchen abstrakten Vorstellungen wie Netzen, Matrizen, Meter, Sekunden, Gramm und Dezibel. Der Begriff »materiell« wird oft auch als Synonym für den Begriff »physisch« benutzt. Das Wort »physisch« stammt aus dem griechischen »physis« (Natur) und dem ursprünglichen Indo-Europäischen »bheu« (werden). Nichts auf der Welt lässt darauf schließen, dass die materielle oder physische Welt – wie man nach dem Keramikmodell annimmt – aus



irgendeinem Stoff gemacht ist, und man kann wohl sagen, dass dieses Modell hinten und vorne nicht stimmt.

Doch dieses Modell hat nicht nur die Philosophen und die Wissenschaftler irregeführt. Es liegt auch den beiden wichtigsten Mythen zu Grunde, die die westliche Zivilisation beherrscht haben, und diese, einer nach dem anderen, haben eine wesentliche Rolle bei der Schaffung der Illusion der »realen Person« gespielt.

Wenn die Welt im Grunde nur »Stoff« ist, wie Ton oder Erde, dann kann man sich schwerlich vorstellen, dass eine solche teigige Masse sich selbst bewegen und formen kann. Energie, Form und Intelligenz müssen deshalb von außen in die Welt hereingebracht werden. Der Teig muss mit etwas durchsetzt sein. Die Welt wird deshalb als ein Artefakt begriffen, wie ein Krug, eine Statue, eine Platte oder eine Glocke, und wenn sie ein Artefakt ist, muss es jemanden geben, der es gemacht hat und der auch für den Stoff, der ursprünglich benutzt wurde, verantwortlich ist. Auch dieser »Stoff« muss gemacht worden sein. In der Schöpfungsgeschichte wird dieser ursprüngliche Stoff – »ohne Form und leer« – als Wasser symbolisiert, und da das Wasser nicht ohne Wind Wellen bilden kann, geschieht auch dann erst etwas, als der Geist Gottes seine Oberfläche in Bewegung bringt. Das Formen und In-Bewegung-Bringen von Materie wird deshalb einem intelligenten Geist zugeschrieben, einer bewussten Kraft oder Energie, die die Materie »informiert«, so dass sie verschiedene Gestalten annimmt, die kommen und gehen, leben und sterben.

Doch in der Welt, wie wir sie kennen, gibt es viele Dinge, die zweifellos nicht ihre Richtigkeit haben, und man zögert, diese dem erstaunlichen Geist zuzuschreiben, der in der Lage war, die Welt zu erschaffen. Wir können einfach nicht glauben, dass Grausamkeit, Schmerz und Bosheit direkt vom »Urgrund alles Seins« herrühren, und hoffen inbrünstig, dass Gott zumindest die Vollkommenheit all dessen ist, was wir uns unter Weisheit und Gerechtigkeit vorstellen (wir brauchen uns hier nicht mit dem großen und unlösbaren Problem des Bösen, das dieses Modell des Universums schafft, auseinander zu setzen, außer dass wir darauf hinweisen wollen, dass es sich aus dem Modell selber ergibt). Die Völker, die diesen Mythos entwickelt haben, wurden von Patriarchen und Königen regiert, und solche Superkönige wie die ägyptischen, chaldäischen und persischen Monarchen legten die Vorstellung von Gott als Monarch des Universums nahe, vollkommen an Weisheit und Gerechtigkeit, Liebe und Barmherzigkeit, aber dennoch streng und genau. Ich spreche hier natürlich nicht von Gott, wie er von den meisten, differenzierter denkenden jüdischen, christlichen oder islamischen Theologen begriffen wird, sondern von der weit verbreiteten Vorstellung von ihm. Denn eine lebhaftere Vorstellung übt auf das allgemeine Denken einen stärkeren Einfluss aus als ein differenzierter, schwer vorstellbarer Begriff.

Die Vorstellung von Gott als ein persönliches Wesen, das irgendwie »außerhalb« dieser Welt oder anders als sie

ist, hat das Verdienst, uns annehmen zu lassen, das Leben gründe sich auf Intelligenz, und die Naturgesetze hätten überall die gleiche Gültigkeit, weil sie von einem Herrscher ausgehen. Wir denken auch, wir könnten in unserer Vorstellungskraft so weit gehen, dass wir uns die erhabenen Eigenschaften des höchsten und vollkommensten Wesens ausmalen können. Diese Vorstellung gab auch jedem ein Gefühl von Wichtigkeit und Bedeutung. Denn dieser Gott ist sich jedes noch so kleinen Staubteilchens und jeder noch so geringen Vibration von Energie direkt bewusst, da gerade sein Bewusstsein all dessen das Bestehen aller dieser Dinge ermöglicht. Dieses Bewusstsein ist auch Liebe, und zumindest für Engel und Menschen hat er ein ewiges Leben in reinster Glückseligkeit vorgesehen, das mit dem Tod beginnt. Aber diese Belohnung ist natürlich an Bedingungen geknüpft, und diejenigen, die mit Absicht und fest das Göttliche leugnen oder ihm nicht gehorchen, müssen auf Ewigkeit unvorstellbare Qualen erleiden – so unvorstellbar wie die Glückseligkeit, die den guten und gläubigen Menschen zuteil wird.

Das Problem bei dieser Vorstellung von Gott besteht darin, dass er zu einem allzu gütigen Wesen wurde. Aber Kinder, die in der Schule an ihren Pulten arbeiten, werden von Autoritätspersonen fast immer abgelenkt, auch wenn ein freundlicher und respektierter Lehrer über ihnen steht. Um wie viel mehr bringt es einen aus der Fassung, wenn man sich dessen bewusst ist, dass jede einzelne Tat, jeder einzelne Gedanke und jedes einzelne Gefühl vom

Lehrer aller Lehrer beobachtet wird, dass man sich nirgendwo auf der Erde oder im Himmel vor diesem Auge verstecken kann, das alles sieht und das über alles urteilt. Für viele Leute bedeutete es deshalb eine riesige Erleichterung, als westliche Denker diese Gottesvorstellung in Frage zu stellen begannen und behaupteten, die Hypothese der Existenz eines Gottes sei keine Hilfe, wenn man den Lauf der Natur beschreiben und vorhersagen wolle. Sie sagten: Wenn *alles* Ergebnis des Schaffens und Wirkens von Gott sei, dann wäre diese Feststellung nicht logischer als die Feststellung »Alles ist oben«. Aber es geschah, was so oft geschieht: Wenn ein Tyrann gestürzt worden ist, nimmt ein noch schlimmerer Tyrann seinen Platz ein. Die Welt wurde immer noch als Artefakt verstanden, aber jetzt auf der Grundlage des Modells eines Automaten. Es gab immer noch die Naturgesetze, aber keinen, der diese Gesetze gemacht hatte. Nach der Vorstellung der Deisten hatte unser Herr diese Maschine geschaffen und sie in Gang gesetzt, hatte sich dann aber schlafen gelegt oder war in Urlaub gegangen. Nach der Vorstellung der Atheisten, Naturalisten und Agnostiker aber war die Welt vollkommen automatisch. Sie hatte sich selber konstruiert, wenn auch ohne Absicht. Als Grundlage der Materie galt das Atom, ein winziger Billardball, der so klein ist, dass man ihn nicht weiter unterteilen oder analysieren kann.

Man lasse diese Atome unendlich lange Zeit in den verschiedensten Kombinationen und Permutationen umherschwirren, und irgendwann einmal – eben nach praktisch

unendlich langer Zeit – werden sie sich in der Form zusammenballen, die wir jetzt als Welt kennen – die alte Geschichte von den Affen und den Schreibmaschinen.

In diesem vollkommen automatischen Modell des Universums lebten die Begriffe »Form« und »Substanz« als »Energie« und »Materie« weiter. Die menschlichen Wesen, einschließlich Geist und Körper, waren Teil dieses Systems, und also verfügten sie über Intelligenz und Gefühle als Folge desselben unendlichen Herumschwirrens der Atome. Doch das Problem bei Affen mit Schreibmaschinen besteht darin, dass sie, auch wenn sie schließlich so weit kommen, die »Encyclopaedia Britannica« zu tippen, jeden Augenblick wieder in Affengeschrei zurückverfallen können. Wenn also die menschlichen Wesen ihren durch einen glücklichen Zufall erlangten Status und ihre Ordnung aufrechterhalten wollen, müssen sie mit aller Vehemenz den durch Zufall bestimmten Prozessen der Natur entgegenarbeiten. In diesem Mythos wird ganz besonders stark hervorgehoben, dass die Materie roh und die Energie blind ist, dass alle Natur außerhalb des Menschen und einiger Tiere ein von Grund auf sinnloser und unempfindlicher Mechanismus sei. Diejenigen, die weiterhin an jemanden dort oben glaubten, der liebevoll auf uns herabsieht, wurden als etwas beschränkte Wunschdenker verlacht, als arme Schwächlinge, die nicht in der Lage waren, sich dem rauen Geschick des Menschen in einem herzlosen Universum zu stellen, in dem das Überleben einzig das Privileg von zähen Burschen ist.

Fühlte man sich durch einen Gott, der allzu viel Einblick in die Dinge hatte, unfrei, so war die Erleichterung, ihn jetzt los zu sein, nur von kurzer Dauer. Er wurde durch den kosmischen Idioten ersetzt, und die Leute fühlten sich dem Universum mehr entfremdet als jemals zuvor. Diese Situation verstärkte lediglich die Illusion der Einsamkeit und der Isoliertheit des Ich (das jetzt ein »geistiger Mechanismus« war), und die Leute, die sich selber Naturalisten nannten, begannen den größten Krieg gegen die Natur, der jemals geführt wurde.

In der einen oder anderen Form ist der Mythos des vollautomatischen Weltmodells äußerst plausibel geworden, und in manchen wissenschaftlichen und akademischen Disziplinen ist er genauso ein hochheiliges Dogma wie irgendeine theologische Lehre der Vergangenheit – trotz gegenläufiger Trends in Physik und Biologie. Denn Mythen sind vom Zeitgeist abhängig, und der Imperialismus des Westens im 19. Jahrhundert benötigte eine Lebensphilosophie, in der die *Realpolitik* – der Sieg für die harten Kämpfer, die den rauen Tatsachen trotzen – das leitende Prinzip war. Je rauer die Tatsachen, mit denen man sich konfrontiert sah, desto härter schien man zu sein. Jeder versuchte also den anderen zu überbieten, um das vollautomatische Modell des Universums so rau wie möglich zu gestalten.

Dennoch bleibt es ein Mythos mit all seinen positiven und negativen Merkmalen als eine Vorstellung, um der Welt einen Sinn zu geben. So ist es zweifelhaft, ob die

Technologie und die Wissenschaft des Westens möglich gewesen wären, wenn wir nicht versucht hätten, die Natur in Form mechanischer Modelle zu verstehen. Wie Joseph Needham sagte, machten die Chinesen – trotz ihrer hochentwickelten Kultur – nur geringe Fortschritte in der Wissenschaft, weil es ihnen nie einfiel, sich die Natur als Mechanismus vorzustellen, als etwas, was aus einzelnen Teilen »zusammengesetzt« war und logischen Gesetzen »gehobte«. Ihre Sicht des Universums war organisch. Es war nicht ein gigantisches Billardspiel, wo die Bälle in Ursache-Wirkungs-Ketten einander umherstießen. Was uns als Ursache und Wirkung erschien, waren für sie »Korrelativa« – Ereignisse, die gemeinsam auftreten, wie vorne und hinten. Die »Teile« ihres Universums waren nicht voneinander zu trennen, sondern genauso miteinander verbunden wie das Verkaufen mit dem Kaufen\*.

Ein »gemachtes« Universum – sei es nun nach den Vorstellungen des Keramikmodells oder des vollautomati-

---

\* »Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts waren die wissenschaftlichen Theorien Chinas und Europas etwa auf dem gleichen Stand, und erst danach begann sich das europäische Denken so rapide fortzuentwickeln. Aber obwohl es unter dem Banner der Kartesianisch-Newton'schen Mechanik marschierte, konnte dieser Standpunkt den Bedürfnissen der Wissenschaft auf die Dauer nicht genügen. Es kam die Zeit, wo es dringend erforderlich war, die Physik als das Studium der kleinen Organismen zu betrachten und die Biologie als das Studium der großen Organismen. Als es so weit war, konnte Europa (bzw. zu diesem Zeitpunkt die Welt) auf ein Denken zurückgreifen, das sehr alt, sehr weise und in seiner Art überhaupt nicht europäisch war.« Needham, *Science and Civilisation in China*. Cambridge University Press, 1956, Vol. II, S. 303.

schen Modells – besteht aus einzelnen Stücken, und diese Stücke sind die Grundlage der Natur. Die Natur kann deshalb nur mit Hilfe von Mikroskopie und Analyse verstanden werden. Es gilt, diese einzelnen Stücke herauszufinden und festzustellen, wie sie zusammengesetzt sind. Dies war die Auffassung der nominalistischen Philosophen des späten Mittelalters, die sich mit Entschiedenheit gegen die – damals so genannten – Realisten stellten, weil diese behaupteten, solche Entitäten wie die Menschheit oder die menschliche Natur seien wirkliche »Substanzen«, die den »Akzidentia« in Form der einzelnen Frauen und Männer zu Grunde lagen. Jeder Einzelne war also ein Beispiel oder ein Einzelfall der menschlichen »Substanz«, obwohl das Wort, so wie es damals gebraucht wurde, nicht Materie oder Stoff bedeutete, sondern eine Art Wesen, das sich in einzelnen Erscheinungsformen manifestierte. Nach der Auffassung der Nominalisten war dies Unsinn. Für sie war die Menschheit nicht mehr als die Summe aus den einzelnen Menschen. Die »Menschheit« war nicht eine Substanz, sondern einfach ein Name für eine Klasse von Lebewesen; sie war nicht real, sondern lediglich nominal.

Wie wir wissen, wurde der Nominalismus führend im westlichen Denken und insbesondere in der Wissenschaftsphilosophie des Westens. Im 18. Jahrhundert ging Rousseau so weit, dass er annahm, die Gesellschaft und der Staat seien ursprünglich auf der Basis eines Vertrags zwischen den Menschen gebildet worden. Die Gesellschaft war somit ein Verein – etwa wie der Rotary Club –, zu dem sich



die Menschen irgendwann einmal zusammengetan und damit ihre ursprüngliche Unabhängigkeit verloren hatten. Aber aus der Sicht der modernen Soziologie sind wir der Auffassung, dass der Mensch entschieden ein soziales Wesen ist, allein schon aus dem Grund, dass kein Mensch ohne einen Vater und eine Mutter auf die Welt kommen kann – und das ist bereits eine Gemeinschaft. Noch bis vor sehr kurzer Zeit herrschte in der westlichen Wissenschaft die Ansicht vor, Pflanzen und Tiere, Steine und Gase seien aus solchen Einheiten wie Molekülen, Zellen, Atomen oder anderen Teilchen »zusammengesetzt«, ziemlich genau in der Art, wie ein Haus aus Ziegelsteinen besteht.

Doch ein beharrlicher Nominalist muss erst in die Position gedrängt werden, dass es in Wirklichkeit so etwas wie den menschlichen Körper nicht gibt: Es gibt nur die einzelnen Moleküle, aus denen er sich zusammensetzt, oder lediglich die einzelnen Atome – ganz zu schweigen von Elektronen, Protonen, Neutronen usw. Offensichtlich machen aber diese Partikel allein noch nicht den menschlichen Körper aus. Das Ganze ist mehr als nur die Summe seiner Teile, schon aus dem Grund, dass eine wissenschaftliche Beschreibung des Körpers berücksichtigen muss, wie die Partikel angeordnet sind und was sie tun.

*Der Mann hinter dem Mikroskop*

*gibt euch den folgenden Rat:*

*»Fragt nicht, was es ist,*

*fragt nur, was es tut!«*

Aber sogar das reicht noch nicht aus. Wir müssen auch noch fragen: »In welcher Umgebung tut es das?« Wenn eine Beschreibung des menschlichen Körpers beinhalten muss, was er – und alle seine »Teile« – *tun*, d.h., wie er sich *verhält*, dann wird dieses Verhalten unterschiedlich sein, je nachdem ob er sich an der freien Luft, in einem Vakuum, in einem Heizraum oder unter Wasser befindet. Das Blut in einem Reagenzglas ist etwas anderes als das Blut in den Adern, weil es sich anders verhält. Sein Verhalten hat sich geändert, weil sich seine Umgebung oder der Zusammenhang geändert hat, so wie sich auch die Bedeutung ein- und desselben Worts ändert, je nachdem in welchem Satz es benutzt wird. Es gibt einen gewaltigen Unterschied zwischen einem Ball, mit dem ein Kind spielt, und einem Ball, an dem man tanzt und fröhlich ist. Es genügt also nicht, Dinge oder Ereignisse nur auf analytischem Weg zu beschreiben, zu definieren und verstehen zu wollen, d.h. sie auseinander zu nehmen, um herauszufinden, »wie sie gemacht sind«. Auf diese Weise erfahren wir zwar einiges, aber wahrscheinlich weniger als die Hälfte von dem, was es wirklich ist. Heutzutage sind sich die Wissenschaftler mehr und mehr dessen bewusst, dass das, was die Dinge sind und was sie tun, davon abhängt, wo und wann sie es tun. Wenn also die Definition eines Dings oder eines Ereignisses die Definition seiner Umgebung mit einschließen muss, dann wird uns klar, dass jedes Ding mit einer bestimmten Umgebung so eng und so untrennbar miteinander zusam-

menhängt, dass es immer schwieriger wird, eine klare Grenze zwischen diesem Ding und seiner Umgebung zu ziehen.

Das war das Körnchen Wahrheit in der primitiven und unzuverlässigen Wissenschaft der Astrologie – so wie es auch ein Körnchen Wahrheit in der Alchemie, der pflanzlichen Medizin und anderen primitiven Wissenschaften gibt. Denn wenn ein Astrologe ein Bild vom Charakter oder von der Seele einer einzelnen Person zeichnet, dann zeichnet er ein Horoskop – d.h. ein sehr grobes und unvollkommenes Bild des gesamten Universums mit seinem Stand im Augenblick der Geburt dieser Person. Aber diese Vorstellung kann man auch benutzen, um deutlich zu machen, dass die eigene Seele – oder vielmehr das eigentliche göttliche Selbst – der ganze Kosmos ist, in dessen Mittelpunkt die Einheit des Zeitpunkts, des Orts und der Aktivität mit dem Namen – sagen wir – Heinrich Müller steht. Die Seele ist also nicht im Körper, sondern der Körper in der Seele, und diese Seele ist das gesamte Netz von Beziehungen und Prozessen, die die Umgebung des Einzelnen ausmachen und ohne die er nichts wäre. Eine wissenschaftliche Astrologie, wenn sie jemals entwickelt werden könnte, müsste eine gründliche Beschreibung der gesamten Umgebung eines einzelnen Menschen – seiner sozialen, biologischen, botanischen, meteorologischen und astronomischen Umgebung – in jedem Augenblick seines Lebens sein.

Doch wir definieren (und empfinden daher) den indi-

viduellen Menschen nun einmal im Licht unseres eingeeengten, mit dem dünnen Strahl einer Taschenlampe vergleichbaren Bewusstseins, das weitgehend das Umfeld oder die Umgebung, in der er sich gerade befindet, ignoriert. Das aus dem Lateinischen stammende Wort »Individuum« entspricht dem griechischen Wort »Atom« – etwas, was nicht in weitere Teile zerlegt oder unterteilt werden kann. Wir können keinem Menschen den Kopf abhacken oder ihm das Herz herausnehmen, ohne ihn dabei zu töten. Aber wir können ihn mit dem gleichen Erfolg umbringen, wenn wir ihn von seiner richtigen Umgebung trennen. Daraus folgt, dass das einzig wahre »Atom« das Universum ist – das gesamte System der gegenseitig abhängigen »Ding-Ereignisse«, die sich nur namentlich voneinander trennen lassen. Denn das menschliche Wesen ist nicht wie ein Auto gebaut. Es wird nicht ins Leben gerufen, indem man Teile montiert, einen Kopf an einen Hals festschraubt, ein Gehirn mit einem Satz Lungenflügel verdrahtet oder Adern an ein Herz anschließt. Kopf, Hals, Herz, Lungen, Gehirn, Adern, Muskeln und Drüsen sind unterschiedliche Bezeichnungen, aber nicht unterschiedliche Ereignisse, und diese Ereignisse entwickeln sich gleichzeitig und in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander. In genau demselben Sinn ist auch der einzelne Mensch nur namentlich von dem ihn umgebenden Universum getrennt. Erkennt man dies nicht, dann ist man von seinem eigenen Namen zum Narren gehalten worden. Verwechselt man Namen mit

der Natur, dann glaubt man nach einer Weile, nur weil man einen eigenen Namen hat, sei man auch ein von anderen getrenntes Wesen. Aber durch den eigenen Namen wird man – so ziemlich im wahrsten Sinne des Wortes – in Bann geschlagen. Natürlich ist nicht die Namensgebung die einzige Ursache für die Illusion, eine »reale Person« zu sein, sondern alles, was damit einherläuft. Das Kind erhält sein Ich-Empfinden aufgetrickst durch die Einstellungen, Worte und Handlungen der ihn umgebenden Gesellschaft – durch seine Eltern, Verwandten, Lehrer und vor allen Dingen seine ebenso gefoppten Altersgenossen. Andere Leute bringen uns bei, wer wir sind. Ihre Einstellungen uns gegenüber sind der Spiegel, in dem wir uns sehen lernen, aber dieser Spiegel ist verzerrt. Wir sind uns – wenn überhaupt – nur sehr schwach des gewaltigen Einflusses bewusst, den unsere soziale Umgebung auf uns ausübt. So erkennen wir beispielsweise nur in seltenen Fällen, dass unsere »ureigensten« Gedanken und Gefühle eigentlich nicht unsere eigenen sind, denn wir denken in Worten und Vorstellungen, die wir nicht selber erfunden haben, sondern die uns von unserer Gesellschaft vermittelt worden sind. Wir übernehmen emotionale Reaktionen von unseren Eltern und lernen, dass körperliche Ausscheidungen einen ekelhaften Geruch haben und dass das Erbrechen eine unangenehme Sache ist. Die Angst vor dem Tod wird ebenfalls von ihren Ängsten vor Krankheit und ihren Einstellungen zu Begräbnissen und Leichen

gelernt. Unsere soziale Umgebung hat diese Macht über uns, weil wir nicht außerhalb einer Gesellschaft existieren. Sie ist die Erweiterung unseres Geists und unseres Körpers.

Doch dieselbe Gesellschaft, die man vom Einzelnen nicht trennen kann, bringt ihre ganze unwiderstehliche Macht auf, um den Einzelnen davon zu überzeugen, dass er tatsächlich ein unabhängiges Wesen ist! Wie wir jetzt wissen, spielt die Gesellschaft also ein Spiel mit einander widersprechenden Regeln. Da wir nicht außerhalb einer Gemeinschaft existieren, ist diese Gemeinschaft in der Lage, uns davon zu überzeugen, dass wir es tun – dass jeder von uns ein unabhängig handelndes Wesen mit seinem eigenen Verstand ist. Je erfolgreicher die Gemeinschaft dieses Gefühl einpflanzt, umso größere Schwierigkeiten hat sie, den Einzelnen zur Kooperation zu bewegen, mit dem Ergebnis, dass Kinder, die in einer solchen Umgebung großgezogen werden, fast ständig verwirrt sind.

Dieser Sachverhalt trägt den Terminus technicus »double-bind«. Jemand wird in die Situation eines double-bind gebracht durch einen Befehl oder eine Aufforderung, in der sich ein Widerspruch verbirgt. »Sei spontan!« »Versuche dich zu entspannen!« Oder die berühmte Frage des Staatsanwalts an den Mann, der wegen Grausamkeit an seiner Frau angeklagt ist: »Haben Sie aufgehört, Ihre Frau zu schlagen? Antworten Sie mit Ja oder Nein!« Das ist eine Situation, in der man übel dran ist, egal, was man tut, und solche Situationen ergeben sich in menschlichen (und

insbesondere familiären) Beziehungen ständig. Eine Frau beklagt sich beispielsweise bei ihrem Mann: »Hast du bemerkt, dass du mich seit unserer Hochzeit vor zwei Jahren kein einziges Mal ins Kino genommen hast? Als du dich noch um mich bemüht hast, war das ganz anders. Ich glaube, du fängst an, mich als etwas Selbstverständliches hinzunehmen.« Als der reumütige Ehemann am nächsten Tag von seiner Arbeit zurückkommt, sagt er: »Wie wär's, Liebling, wenn wir heute nach dem Abendessen ins Kino gingen?« Daraufhin erwidert sie: »Das schlägst du nur vor, weil ich mich gestern bei dir beklagt habe!« Die Gesellschaft, so wie sie jetzt ist, wendet diesen Trick bei jedem Kind schon in den allerersten Lebensmonaten an. Zunächst wird dem Kind beigebracht, dass es für sich selber verantwortlich ist, dass es frei ist im Handeln und unabhängiger Ursprung eigener Gedanken und Gefühle. Es akzeptiert dieses Glaubenmachenwollen genau aus dem Grund, dass es nicht wahr ist. Es muss das alles akzeptieren, genauso wie es die Mitgliedschaft in der Gemeinschaft, in der es geboren wurde, akzeptieren muss. Es hat keine Möglichkeit, sich gegen diese Form sozialer Indoktrination zu wehren. Ständig wird es durch Belohnungen und Bestrafungen verstärkt, wird in die Grundstruktur der Sprache, die es lernt, eingepasst und bekommt wiederholt Bemerkungen zu hören wie: »Das ist nicht deine Art, so etwas zu tun!« Oder: »Mach nicht alles anderen nach, sei du selbst!« Ahmt ein Kind gewisse Eigenarten eines anderen Kindes, das es bewundert, nach, heißt

es: »Johnny, das bist nicht du! Das ist Peter!« Das unschuldige Opfer dieser Indoktrination kann das Paradoxe dieser Situation nicht verstehen. Ihm wird gesagt, dass es frei sein muss. Ein unwiderstehlicher Druck wird ausgeübt, um es glauben zu machen, dass ein solcher Druck nicht besteht. Die Gemeinschaft, dessen abhängiges Mitglied es zwangsläufig ist, definiert es als unabhängiges Mitglied.

Als Nächstes wird es aufgefordert, als frei handelndes Wesen Dinge zu tun, die nur akzeptiert werden, wenn sie freiwillig getan werden! »Du musst uns gern haben«, sagen Eltern, Tanten, Onkel, Brüder und Schwestern. »Alle lieben Kinder mögen ihre Familie gern und machen Dinge für sie, ohne dass man sie vorher darum bitten muss.« Mit anderen Worten: »Wir fordern von dir, dass du uns gern hast, weil du es willst, und nicht, weil wir sagen, dass du uns gern haben musst.« Ein Teil dieses Unsinns lässt sich darauf zurückführen, dass wir das »Müssen«, das eine Bedingung ausdrückt (»Um ein Mensch zu sein, muss man einen Kopf haben«), mit dem »Müssen« verwechseln, das sich auf einen Befehl bezieht (»Du musst deine Spielsachen wegräumen«). Niemand strengt sich an, einen Kopf zu haben, und doch bestehen Eltern darauf, dass ein Kind aus gesundheitlichen Gründen regelmäßigen Stuhlgang haben muss, versuchen muss, sich schlafen zu legen, oder sich bemühen muss, Acht zu geben – so als ob man diese Ziele durch Anstrengung bestimmter Muskeln erreichen könnte.

Kinder haben keine Möglichkeit, die Widersprüche in



diesen Aufforderungen zu erkennen, und selbst wenn es ein Wunderkind gäbe, das dies täte, würde man ihm kurzerhand sagen, dass es »keine Widerrede geben solle« und dass ihm vor »den älteren Respektpersonen« Achtung fehle. Statt unseren Kindern die Spielregeln unserer Gemeinschaft ausdrücklich und deutlich zu erklären, machen wir sie hoffnungslos dumm, weil wir Erwachsene auch einmal dumm gemacht worden sind und – da wir es geblieben sind – das Spiel, das wir spielen, nicht verstehen.

Ein Double-bind-Spiel ist ein Spiel mit sich widersprechenden Regeln, ein Spiel, das uns zu ständiger Selbstfrustration verurteilt – so als wollten wir versuchen, auf der Basis der Newton'schen Mechanik ein »Perpetuum mobile« zu erfinden, oder einen Winkel nur mit Hilfe eines geraden Lineals und eines Zirkels dreizuteilen. Dem sozialen Double-bind-Spiel kann man mehrere Namen geben:

Die wichtigste Regel dieses Spiels lautet, dass es kein Spiel ist.

Jeder muss mitspielen.

Du musst uns gern haben.

Du musst weiterleben.

Sei du selber, aber spiele eine überzeugende und akzeptable Rolle.

Kontrolliere dich selber und sei natürlich.

Versuche aufrichtig zu sein.

Im Wesentlichen betrifft dieses Spiel die Forderung nach bestimmten spontanen Verhaltensweisen. Leben, jemanden gern haben, natürlich oder aufrichtig sein – all das sind spontane Verhaltensformen, die sich wie das Verdauen von Essen oder das Wachsen der Haare »automatisch« ergeben. Sobald sie erzwungen werden, erhalten sie dieses Unnatürliche, Künstliche und Gemachte, das jeder beklagt – schwach und ohne Duft wie künstlich gereifte Früchte. Zu leben oder jemanden gern zu haben erfordert Anstrengungen, aber umgekehrt erzeugt man trotz Anstrengung nicht Leben oder Liebe. Das Vertrauen – zum Leben, zu anderen Menschen und zu sich selber – ist die Einstellung, die dem Spontanen erlaubt, spontan zu sein, auf seine Weise und zu seiner Zeit. Das ist natürlich riskant, weil das Leben und andere Leute auf Vertrauen nicht immer so reagieren, wie wir es uns vielleicht wünschen. Das Vertrauen ist immer Glückssache, weil das Leben selber ein Glücksspiel mit sehr hohen Einsätzen ist. Aber wenn man dem Spiel seinen Glücksspielcharakter nimmt und versucht, todsicher zu gewinnen, dann erreicht man eine Sicherheit, die in der Tat tot wirkt. Die Alternative zu einer Gemeinschaft, die auf gegenseitigem Vertrauen basiert, ist ein totalitärer Polizeistaat, eine Gemeinschaft, in der die Spontanität praktisch verboten ist.

In einer Hinduschrift über die Kunst des Regierens, dem Arthashastra, sind die Regeln für die Politik des absoluten Tyrannen niedergelegt. Beschrieben werden sein

Palast, sein Hof und sein Staat, und zwar in einer Weise, dass Machiavelli dagegen liberal wirkt. Die erste Regel lautet, dass er niemandem trauen und keinen einzigen engeren Freund haben darf. Außerdem muss er seine Regierung in Form konzentrisch angeordneter Kreise organisieren, die aus den verschiedenen, seine Befehle ausführenden Ministern, Generälen, Offizieren, Sekretären und Dienstboten bestehen. Das Zentrum aller dieser Kreise ist der König selbst, vergleichbar mit der Spinne in ihrem Netz. Ausgehend von dem Kreis, der dem König am nächsten ist, müssen die Kreise abwechselnd aus seinen natürlichen Feinden und seinen natürlichen Freunden bestehen. Da die Prinzen vom höchsten Rang Pläne schmieden werden, um die Macht des Königs an sich zu reißen, müssen sie von einem Kreis Minister umgeben und beobachtet sein, die sehr auf die Gunst des Königs bedacht sind. Diese Hierarchie von einander misstrauenden Kreisen muss sich bis an den Rand des Netzes fortsetzen. Divide et impera - teile und herrsche. Der König seinerseits hält sich nur in der Sicherheit seiner innersten Gemächer auf, unter der Aufsicht von Wachen, die ihrerseits von anderen, in den Wänden versteckten Wachen beobachtet werden. Sklaven kosten das Essen vor, und der König muss beim Schlafen entweder ein Auge offen halten oder seine Tür fest von innen verschließen. Für den Fall einer ernststen Revolution muss ein geheimer unterirdischer Gang bereitstehen, durch den er sich außerhalb des Zentrums flüchten kann. In diesem Gang gibt es

einen Hebel, der den Grundstein des Gebäudes erschüttern und über dem rebellierenden Hof zum Zusammenstürzen bringen kann. Im Arthashastra wird aber auch nicht versäumt, dem Tyrannen die Warnung zu erteilen, dass er nie gewinnen kann. Er mag zwar durch Ehrgeiz oder die Forderung nach Pflichterfüllung zu einer hohen Stellung aufsteigen, aber je absoluter seine Macht, desto mehr wird er gehasst und desto mehr ist er der Gefangene seiner eigenen Falle. Das Netz fängt die Spinne. Er kann nicht gemütlich auf den Straßen oder in den Parks seiner eigenen Hauptstadt herumspazieren oder an einem einsamen Strand sitzen, den Wellen lauschen und die Möwen beobachten. Indem er andere zu Sklaven macht, wird er selber zum bedauernswertesten aller Sklaven.

Nichts schlägt so fehl wie der Erfolg, denn die selbst auferlegte Aufgabe unserer Gesellschaft und aller ihrer Mitglieder ist ein Widerspruch: nämlich Dinge zu erzwingen, die nur akzeptabel sind, wenn sie sich ohne Zwang ergeben. Daraus entsteht die Definition des Menschen als ein unabhängig handelndes Wesen – *im* Universum, aber nicht *des* Universums –, das mit der Aufgabe belastet ist, die Welt nach seinem Willen zurechtzubiegen. Kein Predigen und Moralisieren kann den Menschen, wenn er so definiert wird, zähmen, denn die Halluzination, dass sein Selbst von der übrigen Welt getrennt ist, lässt ihm nicht die Möglichkeit zum Erkennen, dass das Leben ein System von geologischer und biologischer Kooperation ist.

Natürlich gibt es in diesem System Kämpfe: Vögel gegen Würmer, Schnecken gegen Salat und Spinnen gegen Fliegen. Doch diese Kämpfe haben den Sinn, dass keine Spezies der dauernde Sieger ist. Nur der Mensch versucht, seine natürlichen Feinde zu vernichten, aus der Überzeugung heraus, dass er die oberste Spezies ist oder sein sollte. So wie wir, um uns zu ernähren, Gemüse anbauen und Rinder und Hühner züchten und dabei erkennen, dass unser Leben von diesen Lebewesen abhängig ist, so sollten wir auch erkennen, dass feindliche Lebewesen, die vom Menschen leben – Insekten, Bakterien und manche Pilze – eigentlich Feinde/Freunde sind.

Eine New Yorker Hostess, die einen Staatsmann aus Pakistan unterhielt, kam auf die dringend notwendige Geburtenkontrolle in Asien zu sprechen und fragte ihn, was in dieser Hinsicht in Pakistan getan würde. Sie war äußerst verduzt, als er erwiderte, die ganze Propaganda über die Geburtenkontrolle sei nur ein Versuch des weißen Mannes, seine Überlegenheit über die farbigen Völker zu bewahren. Ich sagte ihr, sie hätte ihm antworten sollen: »Nein, bestimmt nicht. Wir wollen Ihnen nur helfen, Ihre schönen Obstbäume zu beschneiden!«

Die Feinde/Freunde des Menschen sind nämlich diejenigen, die ihn nicht »wuchern« lassen. Sie hindern ihn daran, durch übermäßige Vermehrung sich selber zu zerstören, so dass jemand, der an Malaria oder Tuberkulose stirbt, mindestens genauso hoch geehrt werden sollte wie jemand, der in der Schlacht für sein Land gefallen ist. Er

hat uns Übrigen Platz gemacht, und die Bakterien, die ihn getötet haben, sollten mit derselben Ritterlichkeit begrüßt werden wie ein ehrbarer Gegner. Ich will nicht darauf hinaus, dass wir von nun an das Penicillin oder das DDT abschaffen sollen, sondern wir sollten kämpfen, um den Feind unter Kontrolle zu halten, nicht, um ihn zu vernichten. Wir müssen lernen, uns einzuordnen in den Kreislauf von Kooperation und Konflikt, Symbiose und Ausbeutung, der das Gleichgewicht der Natur erhält, da eine ständig siegreiche Spezies nicht nur sich selber, sondern alles andere Leben in ihrer Umgebung zerstört. Der auf der Hand liegende Einwand gegen das Argument, solche natürlichen Feinde des Menschen wie den Krebs oder die Moskitos nicht »auszulöschen«, macht das Mitgefühl für diejenigen geltend, die von ihnen betroffen sind. Es ist alles schön und gut, wenn man auf der abstrakten Ebene argumentiert, dass die menschliche Bevölkerung nicht übermäßig wachsen darf, aber wenn ich selber eine Krankheit in mir spüre, dann renne ich sofort zum Arzt. Wie erfolgreich wäre wohl ein Aufruf nach »Freiwilligen zur Verhinderung eines übermäßigen Anwachsens der menschlichen Bevölkerung«? In den westlichen Zivilisationen setzen wir nicht kränkelnde Babys aus, erschiessen wir keine Wahnsinnigen, lassen wir hungrige Leute nicht verhungern oder kranke Leute auf der Straße sterben (zumindest nicht in unseren besseren Augenblicken). Denn das am meisten geheiligte Ideal unserer Kultur ist das Recht jedes Einzelnen auf Gerechtig-

keit, Gesundheit und Wohlstand, oder auf »Leben, Freiheit und Streben nach Glück«. Zu sagen, dass das persönliche Ich eine Halluzination sei, scheint ein Angriff auf diesen geheiligten Wert zu sein, ohne den zivilisierte Menschen auf die Stufe von Kulis oder Ameisen zurückfallen würden, wo der Einzelne nur benutzt wird.

Während des Zweiten Weltkriegs flog ein Freund von mir regelmäßig chinesische Arbeiter, die am Südende der Burma-Straße arbeiten sollten, über den Himalaya. Der lange Flug war natürlich ideal für Glücksspiele, aber da sie nicht genug Bargeld hatten, um das Spiel interessant zu gestalten, spielte man darum, dass der endgültige Verlierer aus dem Flugzeug springen sollte – ohne Fallschirm. Unsere natürliche Reaktion darauf ist die, dass wir sagen, solche Leute seien keine wirklichen Menschen. Wie die Familien und die Diener der alten Könige, die zusammen mit ihrem verstorbenen Herrn bei lebendigem Leibe begraben wurden, scheinen sie, wie Thomas Mann sich ausdrückte, Gesichter ohne Kopf zu sein, bloße Masken oder Rollen ohne weiteren Nutzen oder Bedeutung, so wie Bienen ohne eine Königin. Welche Schandtaten auch immer die Briten in Indien verbrochen haben mögen, ihr christliches Gewissen stieß sich an dem Brauch des »sati«, wonach eine Witwe beim Begräbnis ihres Ehemannes Selbstmord begehen musste. Wirklich zivilisierte Menschen sind unserem Gefühl nach keine bloßen Gesichter auf dem Himmel, sondern Köpfe mit Seelen, jeder aus der Sicht Gottes mit unendlichem Wert versehen.

An einem Ende haben wir also das heilige Individuum, das einzigartige persönliche Ich, das sowohl von der Natur als auch von Gott getrennt existiert und das als solches von einer Gesellschaft definiert wird, die ihm fast im gleichen Atemzug befiehlt, frei zu sein und zu gehorchen. Am anderen Ende haben wir den Kuli, das Rädchen in der Maschinerie der modernen Massenindustrie, oder die »Hand« (wie der Fabrikarbeiter oft genannt wird). Wenn jemand glaubt, das persönliche Ich sei eine natürliche Ausstattung des Menschen und würde nicht durch soziale Konventionen bestimmt, dann hat der Kuli wirklich ein finsternes Los, denn man sieht, wie unterdrückt und frustriert er ist, obwohl ihn die eigene Gesellschaft nie als solches definiert haben mag.

Es gibt aber eine dritte Möglichkeit. Man kann den Einzelnen weder als isolierte Einzelperson noch als brauchbare, humanoide Arbeitsmaschine betrachten, sondern als einen bestimmten Brennpunkt, in dem das ganze Universum sich selber ausdrückt – als eine Inkarnation des göttlichen Selbst, der Gottheit oder wie immer man auch ES nennen mag. Durch diese Ansicht wird unsere Auffassung, der Einzelne sei in gewisser Hinsicht heilig, beibehalten und sogar erweitert. Gleichzeitig löst sich das Paradoxe des persönlichen Ich auf, das darin besteht, dass man den »wertvollen Status« einer einzigartigen Person erreicht hat, aber um den Preis, ständig um sein Leben fürchten zu müssen. Die Halluzination des von der übrigen Welt getrennten Ich hindert einen daran zu sehen,



dass die Pflege des Ich gleichzeitig die Pflege des Elends bedeutet. Wir erkennen nicht, dass unsere so genannte Liebe und Sorge um den Einzelnen die Kehrseite unserer eigenen Angst vor dem Sterben oder vor Ablehnung ist. Durch die übertriebene Wertschätzung seiner gesonderten Identität sägt das persönliche Ich den Ast ab, auf dem es sitzt, und fürchtet sich immer mehr vor dem auf ihn zukommenden Fall!

Man sei sich außerdem dessen bewusst, dass die Fiktion eines eigenen Ich in keiner Hinsicht für den einzelnen, für den ganzen menschlichen Organismus, bei der Erfüllung und Verwirklichung seiner Individualität von wesentlicher Bedeutung ist. Jeder Einzelne ist nämlich eine einzigartige Manifestation des göttlichen Ganzen, so wie jeder Zweig ein bestimmter Auswuchs eines Baumes ist. Zur Manifestation seiner Individualität muss jeder Zweig eine sensitive Verbindung mit dem Baum haben, so wie unsere sich unabhängig voneinander bewegenden und unterschiedlichen Finger eine sensitive Verbindung mit dem ganzen Körper haben müssen. Das Entscheidende, was gar nicht oft genug wiederholt werden kann, ist, dass Verschiedenheit nicht Getrenntheit bedeutet. Kopf und Füße sind voneinander verschieden, aber nicht voneinander getrennt, und obwohl der Mensch mit dem Universum nicht in genau derselben Form verbunden ist wie der Zweig mit seinem Baum oder die Füße mit dem Kopf, so gibt es dennoch eine Verbindung, und zwar im Form physischer Beziehungen von faszinierender Komp-

lexität. Der Tod ist nicht ein Abtrennen, sondern einfach ein Sich-Zurückziehen. Der Leichnam ist wie eine Fußspur oder ein Echo – der sich auflösende Rest von etwas, was das göttliche Selbst in seinem Tun nicht mehr weitergeführt hat.

Ist also die Verschiedenheit der Menschen von großem Wert – nach dem Prinzip, dass die Verschiedenheit die Würze des Lebens ist –, dann wird dieser Wert durch eine sich selber widersprechende Definition der Individualität nicht erhöht. Unsere Gesellschaft –d.h. wir selber, alle von uns –definiert den Einzelnen in Form eines double-bind, indem sie ihm befiehlt, frei und von der Welt unabhängig zu sein, was er nicht ist, da ja sonst dieser Befehl keine Wirkung hätte. So wie die Umstände sind, funktioniert dieser Befehl nur, weil eine Illusion des Getrenntseins von der übrigen Welt eingepflegt wird, so wie die Befehle eines Hypnotiseurs Illusionen hervorrufen können.

Auf diese Weise an der Nase herumgeführt, bemüht sich der Einzelne, statt seiner einzigartigen Funktion in der Welt gerecht zu werden, um das Erreichen widersprüchlicher Ziele, und ist dabei erschöpft und frustriert. Da er jetzt so generell als ein isoliertes Wesen definiert wird, das in einem sinnlosen und fremdartigen Universum eingesperrt ist, besteht seine Hauptaufgabe darin, über das Universum die Oberhand zu gewinnen und sich die Natur zu unterwerfen. Das ist wirklich absurd, und da diese Aufgabe nie bewältigt wird, bekommt der Ein-

zelne beigebracht, für irgendeine Zukunft zu leben und zu arbeiten, in der Unmögliches möglich sein wird, wenn schon nicht für ihn selber, dann wenigstens für seine Kinder. Wir ziehen damit einen Menschen heran, der nicht in der Lage ist, in der Gegenwart zu leben – also wirklich zu leben.

Wenn man nämlich mit seinem Leben nicht voll in der Gegenwart aufgehen kann, dann ist die Zukunft ein Schwindel. Es hat überhaupt keinen Zweck, Pläne für eine Zukunft zu machen, die man selber nie wird genießen können. Wenn die Pläne reifen, wird man immer noch auf eine weitere Zukunft hin leben. Niemals wird man in der Lage sein, sich mit voller Zufriedenheit zurückzulehnen und zu sagen: »Jetzt habe ich's geschafft!« Unsere ganze Erziehung hat uns um diese Fähigkeit gebracht, weil man immer auf die Zukunft vorbereitet wurde, statt dass man lernte, in der Gegenwart zu leben.

Mit anderen Worten: Man wurde durch ein Erziehungssystem, das in Klassen oder Stufen angeordnet ist und das angeblich zu irgendeinem endgültigen Erfolg geleiten soll, hypnotisiert oder dressiert. Zunächst Kindergarten, dann die Klassen der Grundschule, wo man auf den großen Augenblick des Eintritts in die höhere Schule vorbereitet wurde! Dann weitere Stufen bis hinauf zum eifrig begehrten Ziel der Aufnahme in die Universität. Hier kann man, wenn man clever ist, als ewiger Student bleiben. Ansonsten wird man Schritt für Schritt weiter in die große Welt draußen geleitet, die Welt der

Familie, des Geschäfts und des Berufs. Der Tag des Universitätsabschlusses ermöglicht nur ein sehr kurzes Ausruhen auf den Lorbeeren, und bereits bei der ersten Verkaufsförderungssitzung ist man wieder zurück im alten System. Man wird gedrängt, diese oder jene Verkaufsquote zu erreichen (und wenn man es geschafft hat, bekommt man eine höhere Quote vorgesetzt), und steigt so die Leiter nach oben zum Verkaufsmanger, stellvertretenden Vorsitzenden und schließlich zum Vorsitzenden (etwa im Alter von 40 bis 45 Jahren). In der Zwischenzeit haben Versicherungs- und Investmentleute das Interesse auf die Pensionierung gelenkt, das Ziel, wo man sich wirklich behaglich zurücklehnen und endlich die Früchte seiner Arbeit genießen kann. Doch wenn es so weit ist, haben die Ängste und Anstrengungen einem ein schwaches Herz, falsche Zähne, Prostatakrankheiten, sexuelle Impotenz, schlechte Augen und Ärger mit der Verdauung beschert!

Das alles hätte wunderschön sein können, wenn man das Ganze auf jeder Stufe hätte als Spiel auffassen können, wenn die Arbeit so faszinierend wie Pokern, Schachspielen oder Angeln gewesen wäre! Doch für die meisten von uns ist der Tag in Arbeitszeit und Freizeit aufgeteilt. Die Arbeit besteht größtenteils aus Aufgaben, für deren Erledigung uns andere bezahlen, weil sie stinklangweilig sind. Wir arbeiten deshalb nicht um der Arbeit, sondern um des Geldes willen, weil das Geld uns das verschaffen soll, was wir in unserer Freizeit wirklich wollen. In den

Vereinigten Staaten haben sogar arme Leute im Verhältnis zu den elenden und ausgehungerten Millionen Menschen in Indien, Afrika und China eine Menge Geld, und die Angehörigen unserer Mittel- und Oberschicht (oder besser ausgedrückt unserer mittleren und höheren »Einkommensgruppen«) leben in einem nahezu fürstlichen Wohlstand. Doch im Großen und Ganzen haben sie nur wenig Sinn für das Genießen. Das Geld allein kann keinen Genuss verschaffen, obwohl es dabei behilflich sein kann. Das Genießen selber ist aber eine Kunst und eine Fähigkeit, zu der wir nur wenig Talent oder Energie besitzen.

Ich wohne ganz in der Nähe eines Hafens, der voll gepackt ist mit Segelbooten und luxuriösen Kreuzjachten, die selten benutzt werden, weil ihre Benutzung eine Geschicklichkeit erfordert, in der sich die Besitzer dieser Boote aus Zeitmangel nicht üben können. Sie kauften sie entweder als Statussymbole oder als Spielzeug, aber als sie entdeckten, dass sie kein Spielzeug sind (also nicht dem entsprachen, was in der Reklame angepriesen wurde), verloren sie das Interesse an ihnen. Dasselbe gilt für den ganzen erstaunlichen Überfluss an Dingen, die man sich zum Vergnügen kauft. Es gibt reichlich Nahrungsmittel, aber nur wenige Leute können kochen. Baumaterial ist im Überfluss und in der verschiedensten Art vorhanden, doch die meisten Häuser sehen so aus, als ob sie von jemandem gebaut worden wären, der zwar schon was von einem Haus gehört, aber noch nie eins ge-

sehen hat. Seiden-, Leinen-, Woll- und Baumwollstoffe gibt es in den verschiedensten Farben und Mustern, und dennoch ziehen sich die meisten Männer wie Theologie-Studenten oder Leichenbestatter an, während die Frauen Sklavinnen des Spielchens Mode mit seiner Grundregel »Ich habe zuerst angehabt, was in ist« sind. Der Markt für Maler und Bildhauer ist so groß wie noch nie zuvor in der Geschichte, doch die Malereien sehen aus, als ob sie mit Exkrementen oder Überresten von Plakatwänden gemacht worden wären, und die Skulpturen gleichen verstümmelten Schreibmaschinen oder verkohlten Überresten eines niedergebrannten Schuppens\*. Wir verfügen über unzählige Aufnahmen von Musik jedes Jahrhunderts und jeder Kultur und über die raffiniertesten Möglichkeiten, sie abzuspielen. Aber wer hört schon wirklich zu? Vielleicht ein paar Marihuanaraucher.

Vielleicht ist das eine Übertreibung á la Henry Miller. Trotzdem kann ich mich immer weniger des Eindrucks erwehren, dass der Ruf Amerikas, die Hochburg des Materialismus zu sein, unbegründet ist – d.h., wenn ein Materialist jemand sein soll, der die physische Welt sehr genießt

---

\* Das soll nicht als eine Ablehnung der modernen Kunst im Allgemeinen verstanden werden, sondern nur der ziemlich dominierenden Richtung, dass der Künstler seine Zeit wiedergeben soll, und da das die Zeit der Müllhalden, Plakatwände und teuren Slums ist, machen sich viele Künstler – denen es sonst an Talent mangelt – einen Namen, indem sie »objets rouves« von der städtischen Müllhalde »geschmackvoll« einrahmen oder auf einen Sockel stellen.

und materielle Dinge liebt. In diesem Sinne sind wir große Materialisten, wenn es um die Konstruktion von Düsenflugzeugen geht, aber wenn wir uns die für den Komfort der Passagiere gedachte Innenausstattung dieser gewaltigen Monstren ansehen, dann finden wir nur wertlosen Plunder. Dazu kommen noch die auf hochhackigen Schuhen laufenden, schmalhüftigen und puppenhaften Mädchen, die künstliche und überhitzte Speisen servieren. Denn wir vergnügen uns nicht an materiellen Dingen, sondern an Symbolen für materielle Dinge – an attraktiv verpacktem, aber minderwertigem Zeug.

Die Erklärung dafür ist einfach, die meisten unserer Produkte werden von Leuten hergestellt, die an ihrer Herstellung keine Freude haben, seien es nun die Besitzer der Herstellerfirmen oder die dort beschäftigten Arbeiter. Es geht ihnen nicht um das Produkt selber, sondern um das Geld, und deshalb wird mit jedem Trick gearbeitet, um die Produktionskosten zu senken und dem Käufer durch eine bunte und komplizierte Verpackung vorzutäuschen, dass das Produkt gut und ehrlich gemacht sei. Die einzige Ausnahme bilden die Produkte, die – aus Sicherheitsgründen oder wegen hoher Anschaffungskosten hervorragende Qualität haben müssen, etwa Flugzeuge, Computer, Weltraumraketen, wissenschaftliche Instrumente usw.

Doch das Ganze ist ein Teufelskreis, denn wenn man sich das Geld verdient hat, was will man damit kaufen? Anderen präntösen Schwindel, der von anderen geld-

hungrigen Herstellern verbrauchen worden ist. Die wenigen wirklichen Luxusgüter auf dem Markt sind Einfuhrwaren aus »rückständigen« Ländern, wo Bauern und Handwerker immer noch stolz auf ihre Arbeit sind. Beispielsweise werden im Staat Oaxaca in Mexiko Decken hergestellt, die zu den feinsten Decken der Welt gehören, und amerikanische Einkäufer haben versucht, sie in großen Mengen zu importieren. Doch auch noch so viel Geld verschafft den relativ wenigen Kunsthandwerkern, die diese Decken weben, nicht die Zeit, um solche großen Aufträge zu erfüllen. Wenn sie solche Aufträge annehmen wollen, müssen sie betrügen und minderwertigere Decken herstellen. Die einzige Lösung wäre die, Hunderte neuer Kunsthandwerker anzulernen. Doch Oaxaca bekommt gerade Fernsehen, und es gibt dort seit einiger Zeit öffentliche Schulen, welcher unternehmungslustige junge Mensch hätte also Lust, seine Lebenstage mit dem Weben von Decken zu vergeuden?

Die Poeten und Weisen haben schon seit Jahrhunderten gesagt, dass Erfolge auf dieser Welt nichtig sind. »Die weltlichen Dinge, auf die die Menschen hoffen, werden zu Asche werden«, oder – etwas zeitgemäßer ausgedrückt – als unserem Mund beim Anblick des letzten Bonbons das Wasser zusammenlief, erwies es sich als ein Gemisch aus Gipsmörtel, Papiermaché und Kunststoffleim, versetzt mit irgendeinem Geschmack. Ich dachte schon daran, dies als eine Universalsubstanz – als eine »prima materia« – auf den Markt zu bringen, mit der man



alles machen kann – Häuser, Möbel, Blumen, Brot (bereits im Gebrauch), Äpfel und sogar Menschen.

Die Welt, so sagen die Dichter und Weisen, ist eine Fata Morgana. Alles löst sich auf, und es gibt keine Möglichkeit, es wieder zusammenzuflicken. Je mehr man sich bemüht, dieses luftige Nichts zu ergreifen, desto schneller zerläuft es in den Händen. Die Zivilisation und Technik des Westens sind bisher der verzweifeltste Versuch des Menschen, das Spiel zu gewinnen – dieses Irrlicht, genannt Leben, zu verstehen, zu kontrollieren und zu verbessern. Doch möglicherweise werden genau die Stärke und die Geschicklichkeit des Westens seine Träume umso schneller auflösen. Wenn dem aber nicht so sein soll, dann muss die Macht der Technik in die Hände eines neuen Menschen.

In früheren Zeiten hat die Erkenntnis der Unbeständigkeit der Welt gewöhnlich zum Sich-Zurückziehen aus ihr geführt. Einerseits versuchten Asketen, Mönche und Eremiten ihre eigenen Bedürfnisse auszutreiben, um die Welt mit wohlwollender Resignation betrachten zu können, oder tauchten immer tiefer in ihr Bewusstsein ein, um eins zu werden mit dem göttlichen Selbst, das sich in seinem Fluss ewiger Heiterkeit offenbart. Andererseits gab es welche, die der Meinung waren, die Welt sei eine Bewährungsprobe, wo materielle Güter verwaltet werden sollen, da sie eine Leihgabe vom Allmächtigen sind, und wo die wichtigste Lebensaufgabe darin besteht, Gott und die Menschen zu lieben.

Doch beide Reaktionen beruhen auf der ursprünglichen

Annahme, dass der Einzelne ein von der übrigen Welt getrenntes Ich ist, und da diese Annahme die Folge einer Double-bind-Situation ist, muss jede Aufgabe, die auf dieser Basis unternommen wird – einschließlich der Religion –, an sich scheitern. Da es sich um einen Schwindel von Anfang an handelt, kann das eigene Ich auf das Leben nur in Form eines Schwindels reagieren. Denn die Welt ist nur für denjenigen eine niemals fassbare und ständig enttäuschende Fata Morgana, der sie von einem Standpunkt außerhalb von ihr betrachtet – so als ob sie etwas ganz anderes als er selber wäre – und dann versucht, sie zu erfassen. Ohne Geburt und Tod und ohne die ständige Transmutation aller Lebensformen wäre die Welt aber statisch, ohne Rhythmus und ohne Tanz, wie eine Mumie.

Doch es lässt sich noch eine dritte Reaktion denken. Nicht Sich-Zurückziehen und auch nicht Verwalten der materiellen Güter auf Grund der Hypothese einer zukünftigen Belohnung, sondern die möglichst enge Zusammenarbeit mit der Welt als ein harmonisches System mit eingebauten Konflikten, und dies auf Grund der Erkenntnis, dass das einzige wahre »Ich« der ganze endlose Prozess selber ist. Diese Erkenntnis ist bereits insofern in unserem Körper, als unsere Knochen, Nerven und Sinnesorgane sie schon haben. Wir sind uns nur deswegen ihrer nicht bewusst, weil der dünne Strahl der bewussten Aufmerksamkeit gelehrt wurde, sie zu ignorieren, und zwar so gründlich, dass wir wirklich so etwas wie echte Schwindler sind.



## 4

### **Die Welt ist unser Körper**

Wir haben nun herausgefunden, dass viele Dinge, die wir als grundlegende Wahrheiten der Natur empfanden, soziale Fiktionen sind, die aus gemeinhin akzeptierten oder traditionellen Denkweisen über die Welt entstehen. Diese Fiktionen waren u. a.:

- (1) die Auffassung, dass die Welt aus einzelnen Teilen oder Dingen aufgebaut bzw. zusammengesetzt ist;
- (2) die Auffassung, dass die Dinge verschiedene Formen ein und desselben Grundstoffes sind;
- (3) die Auffassung, dass die individuellen Organismen solche Dinge seien und dass sie von unabhängigen Ichs bewohnt und teilweise kontrolliert werden;
- (4) die Auffassung, dass die gegenteiligen Pole von Beziehungen wie Licht/Dunkel und Körper/Raum eigentlich in Konflikt miteinander stehen, woraus der dauernde Sieg einer dieser Pole resultieren kann;
- (5) die Auffassung, dass der Tod ein Übel sei und dass das Leben ein ständiger Kampf gegen ihn sein muss;

- (6) die Auffassung, dass der Mensch als Einzelner und in der Masse nach der Erlangung des Status der obersten Spezies streben und sich die Natur unterwerfen soll.

Fiktionen sind von Nutzen, solange sie als solche genommen werden. Dann sind sie einfach Möglichkeiten, die Welt in einer Weise »darzustellen«, über die wir uns einig sind, damit wir zusammenarbeiten können, so wie wir uns über Meter und Stunden, Zahlen und Worte sowie mathematische Systeme und Sprachen einigen. Bestünde keine Einigung über die Maße von Raum und Zeit, dann hätte ich keine Möglichkeit, mich mit jemandem an der Kreuzung Wilhelmstraße/Friedrichstraße am Sonntag, den 4. April, um 3 Uhr nachmittags zu treffen. Doch die Probleme beginnen, wenn Fiktionen als Tatsachen genommen werden. So führte die britische Regierung 1752 eine Kalenderreform ein, die es erforderlich machte, dass der 2. September dieses Jahres zum 14. September umdatiert werden sollte, woraus sich ergab, dass viele Leute die Vorstellung hatten, ihnen seien elf Tage ihres Lebens weggenommen worden, und sie deswegen zum Westminster eilten und dort schrien: »Gebt uns unsere elf Tage zurück!« Solche Verwechslungen von Tatsachen und Fiktionen machen es umso schwieriger, dass allgemein geltende Gesetze, Sprachen, Maße und andere sinnvolle Einrichtungen von mehr Leuten akzeptiert werden und dass diejenigen, die bereits im Gebrauch sind, verbessert werden.

Doch wie wir gesehen haben, entstehen die größeren Schwierigkeiten, wenn wir uns selber und unsere grundlegenden Beziehungen zur Welt mit Fiktionen (oder gedachten Zahlen) verwechseln, wenn wir Fiktionen für selbstverständlich nehmen, ohne sie zu prüfen oder auf innere Widersprüche zu achten. Wie wir auch schon festgestellt haben, liegt der springende Punkt in der sich selbst widersprechenden Definition des Menschen als eines isolierten und unabhängigen Wesens *in* der Welt, im Unterschied zu einer speziellen Handlung *von* dieser Welt. Ein Teil unserer Schwierigkeiten rührt daher, dass die zweite dieser beiden Ansichten uns zu Marionetten schrumpfen lässt, doch das kommt wiederum daher, dass wir bei dem Versuch, die zuletzt genannte Ansicht zu akzeptieren oder zu verstehen, immer noch unter dem Einfluss der ersten Ansicht stehen. Wenn man sagt, der Mensch sei eine Handlung der Welt, dann heißt das *nicht*, dass man ihn als ein »Ding« definiert, das von all den anderen »Dingen« hilflos herumgestoßen wird. Wir müssen über die Vision Newtons hinausgehen, die Welt sei ein System von Billardbällen, in dem jeder einzelne Ball von allen übrigen passiv herumgeschubst wird! Man denke daran, dass die Hauptbeschäftigung von Aristoteles und Newton mit der Determiniertheit des Zufalls dann bestand, dass sie zu erklären versuchten, wie ein Ding oder Ereignis von anderen beeinflusst wird, wobei sie vergaßen, dass die Teilung der Welt in voneinander getrennte Dinge und Ereignisse eine Fiktion war. Wenn

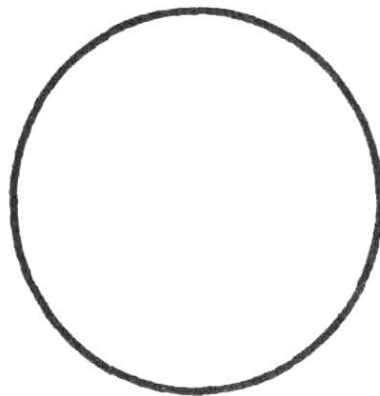
man sagt, gewisse Ereignisse seien kausal miteinander verknüpft, so ist das nur ein schwerfälliger Ausdruck für die Aussage, sie sind Merkmale ein und desselben Ereignisses, wie Kopf und Schwanz einer Katze.

Es ist wichtig, diesen Punkt gründlich zu verstehen: Kants *Ding an sich* – sei es nun ein Tier, eine Pflanze oder ein Stein – entzieht sich nicht nur der Erkenntnis, sondern es existiert einfach nicht. Dies ist nicht nur wichtig, um sich die geistige Gesundheit und den inneren Frieden zu bewahren, sondern hat auch höchst »praktische« Gründe in ökonomischer, politischer und technologischer Hinsicht. Unsere praktischen Unternehmungen schlugen immer wieder fehl, weil man nicht erkannte, dass einzelne Menschen, Nationen, Tiere, Insekten und Pflanzen nicht an und für sich existieren. Damit will ich nicht nur sagen, dass die Dinge nur in Beziehung zueinander bestehen, sondern dass das, was wir »Dinge« nennen, lediglich Momentaufnahmen eines einheitlichen Prozesses sind. Natürlich hat dieser Prozess unterschiedliche Merkmale, die unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken, doch dürfen wir nicht vergessen, dass Verschiedenheit nicht Getrenntsein bedeutet. So spitz und klar der Kamm einer Welle auch sein mag, er läuft immer einher mit der sanften und weniger ausgeprägten Kurve des Wellentals. Dasselbe gilt für die hellen Punkte der Sterne in Beziehung zum dunklen Hintergrund des Weltraums.

In der Gestalttheorie der Wahrnehmung ist dies als Figur/Grund-Verhältnis bekannt. Nach dieser Theorie gilt

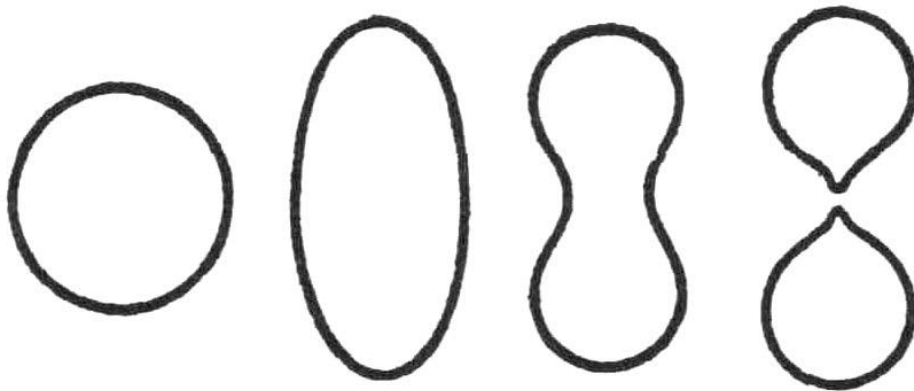
kurz gesagt, dass eine Figur nur in Beziehung zu einem Hintergrund wahrgenommen wird. Wenn man beispielsweise sehr nahe an eine Person herangeht, so dass die Umrisse ihres Körpers nicht mehr im eigenen Sichtfeld liegen, dann wird das »Ding«, was man dann sieht, nicht mehr der Körper der anderen Person sein. Stattdessen wird die Aufmerksamkeit auf den Knopf eines Mantels oder auf eine Krawatte »gezogen«, denn die Gestalttheorie der Wahrnehmung besagt auch, dass unsere Aufmerksamkeit fast automatisch durch irgendeine sich bewegende Gestalt (im Gegensatz zum ruhenden Hintergrund) oder durch irgendein umschlossenes oder komplizierter gegliedertes Gebilde (im Gegensatz zum einfacheren und einheitlichen Hintergrund) »gewonnen« wird.

Wenn ich beispielsweise die folgende Figur auf die Tafel zeichne und frage: »Was ist das?«, so werden die Leute im Allgemeinen sagen: »Ein Kreis, ein Ball, eine Scheibe oder ein Ring«. Nur selten wird jemand erwidern: »Eine Wand mit einem Loch«.





Mit anderen Worten: Es wird uns nicht so leicht bewusst, dass die Begrenzung aller Gebilde dieser Welt mit der Begrenzung ihrer Umgebung zusammenfällt, dass die Umrisse einer Figur auch die innere Begrenzung ihres Hintergrundes darstellen. Nehmen wir an, dass sich meine Kreis/Loch-Figur in der folgenden Weise verändert:



Die meisten Leute würden daraufhin sagen, dass sich dieses Gebilde wie eine Amöbe verändert. Doch das, was ich gezeichnet habe, könnten genauso gut Trockenflecken in einem dünnen Wasserfilm auf einem polierten Tisch sein. Ich will darauf hinaus, dass in jedem Fall die Bewegung eines Gebildes dieser Welt nicht allein dem Außen oder allein dem Innen zugeschrieben werden kann. Beide bewegen sich gleichzeitig. Die Schwierigkeit, uns der Gegenwart und der Aktivität des Hintergrunds in diesen einfachen Zeichnungen bewusst zu werden, wird um ein Vielfaches erhöht, wenn es um das Verhalten lebender Organismen geht. Beobachten wir Ameisen, die über den Sand hin- und herkrabbeln, oder Menschen, die auf einem öffentlichen Platz wimmeln, dann scheinen

unbestreitbar die Ameisen und die Leute allein für die Bewegung verantwortlich zu sein. Tatsächlich haben wir es hier aber nur mit einer sehr komplexen Version des einfachen Problems der drei Bälle, die sich im Raum bewegen, zu tun, wo wir uns auf die Lösung geeinigt haben, dass sich die gesamte Konfiguration (Gestalt) bewegt – nicht die Bälle allein, nicht der Raum allein, auch nicht die Bälle und der Raum gemeinsam, sondern ein einziges Feld von Körper/Raum mit den Polen Bälle und Raum.

Die Illusion, dass sich die Organismen ganz von sich aus bewegen, bleibt nur so lange zwingend, bis wir uns daran machen, wie die Wissenschaftler ihr Verhalten sorgfältig zu beschreiben. Dann stellt der Wissenschaftler – sei er nun Biologe, Soziologe oder Physiker – sehr schnell fest, dass er erst dann sagen kann, was der Organismus tut, wenn er gleichzeitig das Verhalten seiner Umgebung beschreibt. Es leuchtet ein, dass man die Fortbewegung eines Organismus nicht ausschließlich mit Hilfe der Beinbewegungen beschreiben kann, sondern dass Richtung und Geschwindigkeit dieser Fortbewegung in Bezug auf den Untergrund, auf dem sich der Organismus bewegt, erfasst werden müssen. Außerdem hat eine solche Fortbewegung nur selten den Charakter des Zufälligen. Es hat etwas zu tun mit Nahrungsmittelquellen in der Umgebung, mit dem feindlichen oder freundlichen Verhalten anderer Organismen und mit zahllosen anderen Faktoren, die wir nicht unmittelbar in Betracht

ziehen, wenn unsere Aufmerksamkeit auf eine wandernde Ameise fällt. Je detaillierter die Beschreibung des Verhaltens unserer Ameise wird, umso mehr müssen Dinge berücksichtigt werden wie Dichte, Feuchtigkeitsgehalt und Temperatur der Umgebung, Beschaffenheit und Ort von Nahrungsquellen, die soziale Struktur benachbarter Spezies, mit denen sie symbiotisch zusammenlebt oder die sie ausbeutet.

Wenn der Wissenschaftler am Ende die ganze riesige Liste zusammengestellt hat und aus Zeit- oder Interesse-mangel »Schluss!« sagt, dann kann er sehr wohl den Eindruck haben, dass das Verhalten der Ameise lediglich eine automatische und unfreiwillige Reaktion auf ihre Umgebung darstellt. Sie wird von der einen Bedingung angezogen, von der anderen abgestoßen, wiederum von einer anderen am Leben erhalten und von einer nächsten zerstört. Doch nehmen wir an, der Wissenschaftler wendet seine Aufmerksamkeit einem anderen Organismus in der Umgebung der Ameise zu – vielleicht einer Hausfrau mit einer schmierigen Küche. Dann wird er bald die Ameise mit all ihren Freunden und Beziehungen als etwas auffassen müssen, was das Verhalten dieser Frau bestimmt! Worauf er aber auch seine Aufmerksamkeit richtet, statt irgendeines greifbaren ursächlich Handelnden findet er bloß ein reagierendes »Loch«, dessen Begrenzungen, äußerem Druck folgend, eben gerade so verlaufen.

Doch bei näherer Überlegung stellt er fest, dass da etwas nicht stimmen kann. Was *bedeutet* das, so fragt er sich,

dass eine Beschreibung dessen, was die Ameise tut, auch beinhalten muss, was ihre Umgebung tut? Es bedeutet, dass sich das Ding oder die Sache, die er untersucht und beschreibt, geändert hat. Anfangs war es lediglich die einzelne Ameise, aber daraus wurde schnell das ganze Feld von Aktivitäten in der Umgebung, in der sie gefunden wurde. Dasselbe würde geschehen, wenn man anfinge, ein bestimmtes Körperorgan zu beschreiben: Man würde es überhaupt nicht verstehen können, solange man nicht seine Beziehung zu anderen Körperorganen in Betracht zieht. Darum muss jede wissenschaftliche Disziplin für die Untersuchung von lebenden Organismen – Bakteriologie, Botanik, Zoologie, Biologie, Anthropologie – von ihrem eigenen speziellen Standpunkt aus eine Wissenschaft der Ökologie – der »Logik des Haushalts« im wörtlichen Sinn – oder eine Wissenschaft von Organismen in Bezug auf ihre Umgebung (Organismus/Umgebung-Feldern) entwickeln.

Leider entspricht eine solche Wissenschaft nicht den akademischen Gepflogenheiten, sie ist für diejenigen, die eifrig auf Abgrenzung ihres Wissenschaftszweiges bedacht sind, zu interdisziplinär. Doch die Vernachlässigung der Ökologie ist eine der größten Schwächen der modernen Technologie. Sie geht Hand in Hand mit unserem Zögern, uns als Mitglieder der ganzen Gemeinschaft lebender Spezies zu verstehen.

Der Mensch strebt danach, die Natur zu *beherrschen*. Je mehr man sich jedoch mit der Ökologie befasst, umso absurder kommt es einem vor, von irgendeinem Merkmal ei-

nes Organismus oder von einem Organismus/Umgebung-Feld zu sagen, es würde andere beherrschen. Eines schönen Tages sagten der Mund, die Hände und die Füße zueinander: »Wir machen die ganze Arbeit mit dem Essen, wir beschaffen es uns und machen es klein, doch dieser faule Kerl, der Magen, der tut gar nichts. Höchste Zeit, dass er auch etwas tut, also lasst uns streiken!« Daraufhin arbeiteten sie viele Tage nicht, doch mussten sie bald feststellen, dass sie immer schwächer und schwächer wurden, bis jeder von ihnen erkannte, dass der Magen *ihr* Magen war und dass sie wieder die Arbeit aufnehmen müssten, wenn sie am Leben bleiben wollten. Doch sogar in physiologischen Lehrbüchern heißt es, das Gehirn oder das Nervensystem würden das Herz oder den Verdauungstrakt »beherrschen«. Wir tun also so, als ob das Herz zum Gehirn gehört und nicht das Gehirn zum Herzen oder zum Magen. Doch man kann mit gleichem Recht sagen, dass das Gehirn sich selber durch den Magen ernährt, bzw. dass der Magen an seinem oberen Ende ein Gehirn »entwickelt«, um mehr Nahrung zu bekommen.

Sobald man erkennt, dass das Getrenntsein der Dinge eine fiktive Angelegenheit ist, leuchtet es ein, dass nichtexistente Dinge keine Handlungen »ausführen« können. Die Schwierigkeit besteht in der Beschaffenheit der meisten Sprachen, wonach Handlungen (Verben) durch Dinge (Substantive) in Gang gesetzt werden müssen, und wir vergessen dabei, dass die grammatikalischen Regeln nicht unbedingt Regeln der Natur sind. Dieser Um-

stand, der lediglich einer grammatikalischen Konvention entspricht, ist auch verantwortlich für solche absurden Fragestellungen (bzw. besser ausgedrückt, läuft mit solchen absurden Fragestellungen einher) wie: Wie beherrscht der Geist die Materie? oder: Wie bewegt der Geist den Körper? Wie kann ein Substantiv, das per definitionem *keine* Handlung ist, zu einer Handlung führen?

Die Wissenschaftler wären weniger in Verlegenheit, wenn sie – in Anlehnung an das indianische Nootka – eine Sprache benutzen würden, die aus Verben und Adverbien besteht und Substantive sowie Adjektive weglässt. In der Nootka-Sprache ist eine Kirche »religiös wohnen«, ein Geschäft »handelnd wohnen« und ein Heim »häuslich wohnen«. Doch wir haben uns angewöhnt zu fragen: »Wer oder was wohnt?« Doch leuchtet nicht ein, dass in dem Satz »Der Blitz zuckte« das Zucken dasselbe ist wie der Blitz und dass es ausreichen würde, wenn man sagt: »Da war ein Blitz«? Alles in Verbindung mit einem Substantiv ist ein Prozess oder eine Handlung, doch in der Sprache wimmelt es von Spuks, wie das »Es« in »Es regnet«, die als die Ursache von Handlungen aufgefasst werden.

Ist es wirklich eine Erklärung für das Laufen, wenn man sagt: »Ein Mann läuft«? Im Gegenteil, die einzige Erklärung wäre eine Beschreibung des Feldes oder der Situation, in der »Mannsein mit Laufen einhergeht«, im Gegensatz zu einer Situation, in der »Mannsein mit Sitzen einhergeht«. (Ich möchte diese primitive und schwerfällige Form einer Verbensprache nicht für den allgemeinen

Gebrauch empfehlen. Wir müssten etwas viel Eleganteres erfinden.) Außerdem ist das Rennen nichts anderes als ich selber, als etwas, was ich (der Organismus) *tue*. Denn der Organismus ist manchmal ein laufender Prozess, manchmal ein stehender Prozess, manchmal ein schlafender Prozess usw. In jedem Fall ist die »Ursache« des Verhaltens die Situation als Ganze, das Organismus/Umgebungs-Feld. Es wäre wirklich am besten, wenn wir den Gedanken der Kausalität fallen ließen und stattdessen den Gedanken der Relativität benutzten.

Es ist immer noch ungenau, wenn man sagt, dass ein Organismus auf eine bestimmte Situation in Form von Laufen, Stehen oder was auch immer »reagiert«. Das ist die Sprache der Newton'schen Billardbälle. Es fällt leichter, Situationen als sich bewegende Muster, wie die Organismen selber, zu denken. Um noch einmal auf die Katze (oder das Katze-Sein) zurückzukommen: Eine Situation mit spitzen Ohren und Schnurrbarthaaren an einem Ende hat nicht den Schwanz am anderen Ende als Reaktion auf die Schnurrbarthaare, die Klauen oder das Fell. Wie die Chinesen sagen, ergeben sich die verschiedenen Merkmale einer Situation »gegenseitig« oder begreifen sich gegenseitig mit ein, wie »Hinten« »Vorne« mit einbegreift und Küken Eier – und umgekehrt. Sie bestehen in Beziehung zueinander wie die Pole eines Magnets, nur in komplexerer Gestalt.

Wie außerdem aus der Ei/Küken-Beziehung ersichtlich ist, müssen nicht alle Merkmale einer Gesamtsituation zur

gleichen Zeit erkennbar sein. Die Existenz eines Menschen besagt, dass er Eltern haben oder – für den Fall, dass sie schon lange tot sind – gehabt haben muss, und bei der Geburt eines Organismus steht fest, dass er sterben wird. Ist die Aussage, die Geburt sei die Ursache des Todes, nicht genauso weit hergeholt wie die Aussage, der Kopf der Katze sei die Ursache für ihren Schwanz? Wenn man den Hals einer Flasche hebt, so hebt man damit automatisch auch ihren Boden, denn die »zwei Teile« gehen gleichzeitig in die Höhe. Wenn ich ein Akkordeon am einen Ende anhebe, so wird das andere Ende etwas später folgen, doch das Prinzip bleibt dasselbe. Gesamtsituationen sind deshalb gleichermaßen Zeit- und Raummuster. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich sagen will, dass ich nicht versuche, den Begriff der »Gesamtsituation« als neue Verkleidung für die alten »Dinge« einzuführen, mit denen man Verhalten oder Handlungsweisen erklären wollte. Die Gesamtsituation oder das Feld ist immer nach außen hin offen. Wir können nie und nimmer *alle* Merkmale der Gesamtsituation beschreiben, nicht weil jede Situation unendlich komplex ist, sondern weil die umfassendste Gesamtsituation das Universum ist. Glücklicherweise brauchen wir nicht jede Situation erschöpfend zu beschreiben, denn einige Merkmale scheinen für das Verständnis des Verhaltens der verschiedenen Organismen in ihr wichtiger zu sein als andere. Wir erhalten nie mehr als einen groben Umriss einer Situation, doch das genügt, um zu zeigen, dass Handlungen (oder Prozesse) mit Hilfe



von Situationen erklärt oder beschrieben werden müssen wie man auch Worte im Zusammenhang mit Sätzen, Absätzen, Kapiteln, Büchern, Büchereien und ... dem Leben selber verstehen muss. Um es zusammenzufassen: Wie kein Ding oder Organismus aus sich allein existiert, so handelt es auch nicht aus sich allein heraus. Weiter ist jeder Organismus ein Prozess; der Organismus ist deshalb nichts anderes als seine Handlungen. Um es plump auszudrücken: Er ist das, was er tut. Genauer gesagt ist der Organismus – einschließlich seines Verhaltens – ein Prozess, der sich nur in Beziehung zu dem größeren und längeren Prozess seiner Umgebung verstehen lässt. Was wir nämlich mit »Verstehen« oder »Begreifen« meinen, heißt Erkennen, wie sich Teile in ein Ganzes fügen, und dann sich Bewusstwerden, dass das Ganze nicht aus diesen Teilen *zusammengesetzt* ist wie ein Puzzlespiel, sondern dass das Ganze ein komplexes Muster ist, das *keine* voneinander getrennten Teile hat. Teile ergeben sich aus der Fiktion der Sprache, aus dem Umstand, dass wir die Welt durch ein Netz sehen, das sie *scheinbar* in Einzelteile zerhackt. Teile existieren nur zu dem Zweck, um die Welt abzubilden und zu beschreiben.

Haben wir uns das einmal klar gemacht, dann haben wir den Mythos des vollautomatischen Universums zerstört, wonach menschliches Bewusstsein und menschliche Intelligenz ein sonderbarer Glücksfall inmitten grenzenloser Unsinnigkeit sind. Wenn nämlich das Verhalten eines Organismus nur in Beziehung zu seiner Umgebung

sich verstehen lässt, d.h. einsichtig ist, dann impliziert einsichtiges Verhalten auch eine einsichtige Umgebung. Wenn »Teile« nicht wirklich existieren, dann leuchtet es ein, dass es unsinnig ist, von einem einsichtigen Teil in einem uneinsichtigen Ganzen zu sprechen. Man kann sich leicht dessen bewusst werden, dass ein intelligenter Mensch eine intelligente menschliche Gesellschaft impliziert, denn das Denken ist eine soziale Aktivität – ein gegenseitiger Austausch von Botschaften und Gedanken, die auf solchen sozialen Einrichtungen basieren wie Sprachen, Wissenschaften, Bibliotheken, Universitäten und Museen. Doch wie steht es mit der nichtmenschlichen Umgebung, in der die menschliche Gesellschaft wächst? Ökologen sprechen oft nicht nur von der Evolution der Organismen, sondern darüber hinaus von der »Evolution der Umgebungen«. Denn der Mensch entwickelte sich auf der Erde erst, als die Erde selber – zusammen mit allen ihren biologischen Formen – einen bestimmten Grad an Gleichgewicht und Komplexität erreicht hatte. An diesem Punkt der Evolution »implizierte« die Erde den Menschen, wie umgekehrt die Existenz des Menschen diese Art eines Planeten an diesem Stand der Evolution impliziert. Dieses Gleichgewicht der Natur, diese »Harmonie mit eingeschlossener Konflikte«, in der der Mensch gedeiht, ist ein Netzwerk voneinander abhängiger Organismen von der erstaunlichsten Feinheit und Komplexität. Teilhard de Chardin nannte es die »Biosphäre«, die lebenden Organismen, die die ursprüngliche

»Geosphäre«, den mineralischen Planeten, bedecken. Das fehlende Wissen über die Evolution des Organischen aus dem »Anorganischen«, zusammen mit irreführenden Mythen, dass das »Leben« in diese Welt von irgendwoher »außen« hereingebracht worden ist, hindern uns an der Erkenntnis, dass die Biosphäre sich aus einem bestimmten Grad der geologischen und astronomischen Evolution ergibt bzw. mit ihr einherläuft. Doch wir neigen dazu – wie schon Douglas E. Harding gesagt hat –, diesen Planeten als einen von lebenden Organismen überschwemmten Felsen zu betrachten, was ebenso absurd ist, als würden wir sagen, der menschliche Körper sei ein von Zellen übersätes Skelett. Wir müssen zweifellos alle Lebensformen, einschließlich des Menschen, als »Symptome« der Erde, des Sonnensystems und der Milchstraße auffassen – woraus sich zwingend ergeben würde, dass die Milchstraße intelligent ist.

Wenn ich einen Baum zum ersten Mal im Winter sehe, dann kann ich annehmen, dass es kein Obstbaum ist. Aber wenn ich ihn im Sommer wieder sehe und feststelle, dass er voller Pflaumen hängt, dann muss ich sagen: »Entschuldigung! Du bist doch ein Obstbaum.« Man stelle sich nun einmal vor, vor einer Billion Jahren hätten einige Wesen von einem anderen Teil der Milchstraße mit ihrer fliegenden Untertasse eine Reise durch das Sonnensystem gemacht und kein Leben vorgefunden. Sie hätten über die Erde abfällig geäußert: »Nur ein Haufen alter Steine!« Würden sie heute wiederkommen, müssten sie

sich entschuldigen und sagen: »Sieh an, in den Steinen war doch Leben!« Man könnte jetzt natürlich argumentieren, dass zwischen diesen beiden Situationen keine Analogie besteht. Der Obstbaum war einst ein Same in der Pflaume, doch die Erde – und schon gar nicht das Sonnensystem oder die Milchstraße – war niemals ein Same innerhalb einer Person. Doch so seltsam es klingen mag, dieses Argument wäre nicht richtig.

Ich habe zu erklären versucht, dass die Beziehung zwischen einem Organismus und seiner Umgebung wechselseitig ist, dass keines von beiden die Ursache oder die Determinante für das andere ist, da die Anordnung zwischen ihnen polaren Charakter hat. Wenn es also sinnvoll ist, den Organismus und sein Verhalten mit Hilfe der Umgebung zu erklären, dann ist es auch sinnvoll, die Umgebung mit Hilfe des Organismus zu erklären (das habe ich bisher zurückgehalten, um nicht den ersten Teil des Bildes zu verwirren), denn in einem sehr realen und physischen Sinn schafften der Mensch und jeder andere Organismus seine eigene Umgebung.

Unser ganzes Wissen über die Welt ist in einer bestimmten Hinsicht Wissen über uns selber. Wissen ist nämlich eine Umsetzung äußerer Ereignisse in Körperprozesse, insbesondere in Zustände des Nervensystems und des Gehirns. Wir erfahren die Welt auf der Grundlage unseres Körpers und im Einklang mit seiner Struktur. Chirurgische Veränderungen des Nervensystems oder – aller Wahrscheinlichkeit nach – Sinnesorgane mit einer Struktur, die

sich von der Struktur unserer Sinnesorgane unterscheidet, führen zu verschiedenen Arten der Wahrnehmung, so wie das Mikroskop und das Teleskop das verändern, was das bloße Auge sieht. Bienen und andere Insekten haben beispielsweise polaroide Augen, die es ihnen ermöglichen, durch die Beobachtung irgendeines Stücks blauen Himmels die Position der Sonne festzustellen. Mit anderen Worten: Auf Grund der unterschiedlichen Struktur ihrer Augen ist der Himmel, den sie sehen, nicht der Himmel, den wir sehen. Fledermäuse und Brieftauben haben eine sensorische Ausrüstung, die sich mit dem Radar vergleichen lässt, und sehen in dieser Hinsicht mehr »Realität« als wir ohne unsere speziellen Instrumente.

Vom Standpunkt der eigenen Augen aus gesehen, scheint der eigene Kopf eine unsichtbare und leere Stelle zu sein, die weder hell noch dunkel ist und sich unmittelbar hinter dem nächsten Ding, das man sehen kann, befindet. Doch tatsächlich ist das ganze Wahrnehmungsfeld, das sich vor einem ausbreitet, eine Empfindung im unteren hinteren Teil des Kopfes, wo die optischen Gehirnzentren liegen. Was man draußen sieht, entspricht unmittelbar dem, was das Innere des eigenen Kopfes »sieht« oder »fühlt«. So ist auch alles, was man hört, berührt, schmeckt und riecht, eine Vibration, die mit dem eigenen Gehirn interagiert, wobei das Gehirn diese Vibration in das umsetzt, was man als Licht, Farbe, Töne, Härte, Rauheit, Salzigkeit, Schwere oder Schärfe erfährt. Ohne das Gehirn wären alle diese Vibrationen wie das Geräusch, das

Trommelschlegel auf einer ohne eine Haut bespannten Trommel hervorrufen würden. Ohne unser Gehirn – oder überhaupt ein Gehirn – gäbe es auf der Welt kein Licht, keine Wärme, kein Gewicht, keine Festigkeit, keine Bewegung, keinen Raum, keine Zeit oder sonst irgendein erdenkliches Merkmal. Alle diese Phänomene sind Interaktionen oder Transaktionen von Vibrationen mit einer bestimmten Anordnung von Nervenzellen. Licht- und Wärmevibrationen von der Sonne werden erst dann zu Licht und Wärme, wenn sie mit einem lebenden Organismus interagieren, genauso wie Lichtstrahlen im Raum erst dann sichtbar werden, wenn sie von Atmosphären- oder Staubpartikelchen reflektiert werden. Mit anderen Worten: Es bedarf »zweierlei«, damit etwas geschieht. Wie wir gesehen haben, hat ein einzelner Ball im Raum keine Bewegung, wohingegen zwei Bälle die Möglichkeit einer linearen Bewegung ergeben, drei Bälle die Möglichkeit einer Bewegung in einer Ebene und vier Bälle die Möglichkeit einer Bewegung in drei Dimensionen.

Dasselbe gilt für die Aktivierung eines elektrischen Stroms. Ein Strom wird erst dann durch einen Draht »fließen«, wenn der positive Pol mit dem negativen Pol verbunden worden ist, oder – um es sehr einfach auszudrücken - ein Strom kommt erst in Fluss, wenn er einen Ankunftspunkt hat. Ein lebender Organismus ist eben ein solcher »Ankunftspunkt«, ohne den solche »Ströme« oder Phänomene wie Licht, Wärme, Gewicht, Härte usw. niemals existieren würden. Man könnte beinahe sagen:

Das Rätsel des Gehirns besteht darin, dass es diese Wunder dem Universum entlockt, wie ein Harfenspieler aus den stummen Saiten eine Melodie hervorzaubert.

Ein noch zwingenderes Beispiel dafür, dass Existenz Beziehung heißt, ist die Bildung eines Regenbogens\*. Ein Regenbogen bildet sich nämlich nur dann, wenn sich eine bestimmte Dreiecksbeziehung zwischen drei Komponenten ergibt: der Sonne, der Feuchtigkeit in der Atmosphäre und einem Beobachter. Wenn alle drei Komponenten gegeben sind und wenn sie im richtigen Winkel zueinander stehen, dann – und nur dann – stellt sich das Phänomen »Regenbogen« ein. So durchscheinend ein Regenbogen auch sein mag, er ist keine subjektive Halluzination. Er kann von beliebig vielen Beobachtern bestätigt werden, obwohl jeder Beobachter ihn in einer etwas anderen Position sehen wird. Als ich ein Junge war, jagte ich einmal dem Ende des Regenbogens mit meinem Fahrrad nach und war überrascht, dass es immer von mir zurückwich. Es war so wie der Versuch, das Spiegelbild des Mondes im Wasser zu fangen. Damals verstand ich noch nicht, dass ein Regenbogen erst dann erscheinen würde, wenn die Sonne, ich und das unsichtbare Zentrum des Regenbogens auf derselben geraden Linie liegen würden, dass ich also, wenn ich mich bewegte, die scheinbare Position des Regenbogens änderte.

---

\* Dieses Beispiel verdanke ich Owen Barfield: *Saving the Appearances*, Faber & Faber, 1956.

Wichtig ist also, dass ein Beobachter in der richtigen Position für die Bildung eines Regenbogens ebenso notwendig ist wie die beiden anderen Komponenten Sonne und Feuchtigkeit. Man könnte natürlich sagen: *Wenn* die Sonne und ein Stück feuchte Atmosphäre über dem Ozean in der richtigen Beziehung zueinander wären, dann würde jeder Beobachter auf einem Schiff, das in einer geraden Linie mit beiden Komponenten segelt, einen Regenbogen sehen. Man könnte aber auch sagen: Wenn ein Beobachter und die Sonne in der richtigen Position wären, dann gäbe es einen Regenbogen, *wenn* Feuchtigkeit in der Luft wäre!

Irgendwie scheinen die zuerst genannten Bedingungen die Realität eines Regenbogens unabhängig von einem Beobachter zu wahren. Doch die an zweiter Stelle genannten Bedingungen scheinen es durch die Eliminierung einer guten, festen »externen Realität« zu einer unbestreitbaren Tatsache zu machen, dass es unter solchen Bedingungen keinen Regenbogen gibt. Der Grund ist nur der, dass hier unsere gegenwärtige Mythologie gestützt wird, wonach die Dinge für sich allein – unabhängig von der Existenz eines Beobachters – bestehen. Sie unterstützt die Phantasie, dass der Mensch nicht wirklich in die Welt mit einbezogen ist und dass er die Realität unabhängig beobachten kann, ohne sie zu ändern. Dieser Mythos von der festen und spürbaren physischen Welt »da draußen«, ob wir sie nun sehen oder nicht, geht Hand in Hand mit dem Mythos, dass jeder Beobachter



ein von den übrigen Dingen getrenntes Ich ist, das mit einer Realität »konfrontiert« wird, die sich sehr stark von ihm unterscheidet.

Diesen Gedankengang können wir vielleicht ohne weiteres akzeptieren, wenn es um Dinge wie Regenbogen oder Spiegelbilder geht, deren Realitätsstatus niemals allzu hoch war. Aber was geschieht, wenn uns dämmert, dass unsere Wahrnehmung von Felsen, Bergen und Sternen eine Situation von genau derselben Art ist? An dieser Überlegung ist absolut nichts Unvernünftiges. Wir mussten nicht solche Zauberworte wie Verstand, Seele oder Geist an den Haaren herbeiziehen. Wir haben einfach von einer Interaktion zwischen den physikalischen Vibrationen und dem Gehirn mit seinen verschiedenen Sinnesorganen gesprochen und meinten nur, dass Lebewesen mit Gehirnen ein *wesentliches* Merkmal der Situation sind, zu der auch der feste Körper Erde und die Sterne gehören, und dass ohne dieses wesentliche Merkmal (oder ohne diesen Pol des Stroms) der ganze Kosmos so wenig existieren würde wie ein Regenbogen ohne Tropfen in der Luft oder ohne einen Beobachter. Dass wir uns gegen ein solches Denken wehren, hat psychologische Gründe. Es macht uns unsicher, weil es eine vertraute Vorstellung von der Welt in Frage stellt, wonach vor allen Dingen Felsen Symbole für eine harte und unerschütterliche Realität sind und der ewige Fels eine Metapher für Gott selber ist. Diese Mythologie des 19. Jahrhunderts reduzierte den Menschen zu einem äußerst unbe-

deutenden kleinen Keim in einem unvorstellbar riesigen und lange währenden Universum. Vielleicht ist es ein zu großer Schock, erfordert es ein zu schnelles Umschalten, wenn man erkennt, dass dieser kleine Keim mit seinem fantastischen Gehirn das Ganze heraufbeschwört, einschließlich der Millionen von Lichtjahren entfernten Sternennebel.

Zwingt uns das zu der höchst unplausiblen Schlussfolgerung, dass es vor dem Entstehen des ersten Organismus mit einem Gehirn kein Universum *gab* – dass die organischen und nicht organischen Phänomene zum gleichen Zeitpunkt zu existieren anfangen? Ist es möglich, dass die ganze geologische und astronomische Geschichte lediglich eine Extrapolation darstellt – dass sie beschreibt, was geschehen *wäre*, wenn man es beobachtet hätte? Vielleicht. Aber ich möchte einen vorsichtigeren Gedankengang wagen. Die Tatsache, dass jeder Organismus seine eigene Umgebung schafft, muss zusammen mit der polaren oder entgegengesetzten Tatsache gesehen werden, dass die gesamte Umgebung den Organismus schafft. Zudem ist die gesamte Umgebung (oder die Gesamtsituation) sowohl räumlich als auch zeitlich, d.h. sowohl größer als auch länger während als die Organismen innerhalb des Feldes. Der Organismus schafft ein Wissen von einer Vergangenheit vor seiner Geburt und von einer Zukunft nach seinem Tod. Von der anderen Seite her gesehen hätte aber das Universum nicht angefangen bzw. sich nicht manifestiert, wenn es nicht nach

einer gewissen Zeit Organismen beinhaltet hätte, so wie auch ein Strom nicht vom positiven Ende eines Drahtes aus zu fließen beginnt, wenn nicht der negative Pol gesichert ist. Das Prinzip bleibt dasselbe, ob nun das Universum Billionen von Jahren braucht, um sich im Organismus zu polarisieren, oder ob der Strom eine Sekunde braucht, um durch einen Draht von über 300 000 Kilometer Länge zu fließen.

Ich wiederhole noch einmal, dass die Schwierigkeit, die Polarität von Organismus und Umgebung zu verstehen, psychologisch bedingt ist. Die Geschichte und die geografische Verteilung dieses Mythos stehen nicht fest, aber wir sind mehrere tausend Jahre von einer falschen Demut befallen gewesen: Einerseits haben wir uns selber als bloße »Kreaturen« abgewertet, die auf Grund einer Laune Gottes oder als zufälliges Ergebnis blinder Kräfte auf die Welt gekommen sind, und andererseits begreifen wir uns als von den übrigen Dingen getrennte Ichs, die kämpfen müssen, um die Welt zu kontrollieren. Es fehlte uns die wahre Demut, um zu erkennen, dass wir Mitglieder der Biosphäre sind, der »Harmonie mit eingeschlossener Konflikte«, in der wir ohne die Zusammenarbeit mit Pflanzen, Insekten, Fischen, Rindern und Bakterien nicht existieren können. Gleichzeitig mangelte es uns an dem angemessenen Selbstrespekt, um zu erkennen, dass erst durch die geniale Beschaffenheit des einzelnen Ich das ganze Universum ins Leben gerufen wird. Indem wir alles in Entfernung von uns brachten,

um es zu beschreiben und zu kontrollieren, haben wir uns selber zu Waisen unserer Umwelt und unseres eigenen Körpers gemacht, wobei das »Ich« als unzufriedener und entfremdeter Spuk, ängstlich, mit Schuldgefühlen belastet, ohne Beziehung und allein auf der Strecke blieb.

Wir haben uns eine Weltsicht und eine Geisteshaltung zu Eigen gemacht, die ausgetrocknet ist wie eine rostige Bierdose auf dem Strand. Wir erleben uns in einer Welt von stinknormalen *Objekten* und empfinden diese Welt als ungemein beruhigend – außer dass sie nicht da bleibt, wo sie ist, und deshalb verteidigt werden muss, auch auf das Risiko hin, dass wir den ganzen Planeten wieder zu einem hübschen blanken Felsen machen. Das Leben ist für uns schließlich nur ein ziemlich verwirrender und sonderbarer Zufall in einem hauptsächlich geologischen Universum. »Wenn ein Menschensohn um Brot bittet, wird er dann einen Stein bekommen?« Die Antwort lautet wahrscheinlich: »Ja.«

Ich hadere aber nicht mit dem wissenschaftlichen Denken, das zum jetzigen Zeitpunkt sehr weit über die Newton'schen Billardbälle und den Mythos des vollautomatischen mechanischen Universums von bloßen Objekten hinausgegangen ist. Das war, als die Wissenschaft wirklich ihren Anfang nahm, doch in Übereinstimmung mit William Blakes Prinzip: »Der Narr, der auf seiner Torheit *beharrt*, wird weise«, ist der beharrliche Wissenschaftler der Erste, der erkennt, wie überholt die alten Weltmodel-

le sind. Man schlage beispielsweise ein gutes Standardlehrbuch über die Quantentheorie auf. Da wird man Folgendes lesen:

... es ist nicht korrekt, wenn man die Welt in voneinander getrennte Einzelteile analysiert. Stattdessen muss sie als eine unsichtbare Einheit aufgefasst werden, in der einzelne Teile nur in der klassischen (d.h. Newton'schen) Sicht als valide Approximationen erscheinen ... Von der Quantentheorie her gesehen besitzt kein Objekt irgendeine »intrinsischen« Eigenschaften (beispielsweise Wellen oder Partikeln), die nur ihm allein zukommen. Stattdessen teilt es alle seine Eigenschaften in unsichtbarer Wechselbeziehung mit den Systemen, mit denen es interagiert. Da zudem ein bestimmtes Objekt wie ein Elektron zu verschiedenen Zeitpunkten mit verschiedenen Systemen interagiert, die unterschiedliche Potenzialitäten hervorbringen, unterliegt es ... einer kontinuierlichen Transformation zwischen den verschiedenen Formen (z. B. Wellen- oder Partikelformen), in denen es sich manifestieren kann. Obwohl eine solche Fluidität und Abhängigkeit der Form von der Umgebung vor dem Aufkommen der Quantentheorie auf dem Niveau der Elementarteilchen in der Physik nicht festgestellt wurde, findet sich eine solche Fluidität und Abhängigkeit nicht selten ... in Bereichen wie der Biologie, wo man sich mit komplexen Systemen befasst. Unter geeigneten Bedingungen kann sich beispielsweise eine Bakterie in ein Sporenstadium entwickeln,

das eine vollkommen unterschiedliche Struktur besitzt, und umgekehrt.\*

Dann gibt es noch die andere, ergänzende Seite zu diesem Bild, wie sie der hochberühmte Biophysiker Erwin Schrödinger darstellt:

Diese Einheit aus Wissen, Fühlen und Handeln, die wir als unser *eigentliches Wesen* bezeichnen, kann unmöglich in einem bestimmten Augenblick vor nicht allzu langer Zeit aus dem Nichts entsprungen sein. Vielmehr ist dieses Wissen, Fühlen und Handeln seinem Wesen nach ewig, unveränderlich und *eins* bei allen Menschen oder besser gesagt bei allen empfindenden Lebewesen. Aber *nicht* in dem Sinn, dass wir ein Teil, ein Stück, ein Aspekt oder eine Modifikation eines ewigen und unendlichen Wesens sind, wie etwa im Pantheismus von Spinoza, denn wir sollten uns auch fragen: Welcher Teil, welcher Aspekt sind wir? Was unterscheidet uns objektiv von den anderen? Nein, so unverständlich es auch für das normale Denken sein mag, wir und alle anderen bewussten Wesen als solche – existieren in einem.

Deswegen ist unser Leben, das wir leben, nicht lediglich ein Teil der gesamten Existenz, sondern in einem gewissen Sinn das Ganze. Dieses Ganze ist aber so beschaffen,

---

\* David Böhm, Quantum Theory, Prentice-Hall Inc., 1958, S. 161-162

dass es nicht mit einem einzigen Blick übersehen werden kann.\*

Das Universum impliziert den Organismus, und jeder einzelne Organismus impliziert das Universum. Der »einzigste Blick« unserer eingeeengten Aufmerksamkeit, der beigebracht wurde, die Ergebnisse ihrer flüchtigen Wahrnehmungen mit voneinander getrennten »Dingen« zu verwechseln, muss sich lediglich zum alles erfassenden Schauen öffnen. In diesem Sinn fährt Schrödinger fort:

Wir können uns deshalb flach auf den Boden werfen und uns auf Mutter Erde ausstrecken und dabei die feste Überzeugung haben, dass wir eins sind mit ihr und sie eins mit uns. Wir sind ebenso fest und unverwundbar wie sie, ja sogar tausende Male fester und unverwundbarer. So sicher wie sie uns morgen verschlingen wird, so sicher wird sie uns neu schaffen und uns neuem Streben und Leiden aussetzen. Dies wird nicht »eines Tages« geschehen, nein, jetzt, heute, jeden Tag bringt sie uns hervor, nicht einmal, sondern tausende und abertausende Male, so wie sie uns jeden Tag tausende Male verschlingt. Denn das, was ewig und immer besteht, ist nur das Jetzt, ein und dasselbe *Jetzt*; nur die Gegenwart allein ist unendlich.\*\*

---

\* Erwin Schrödinger: My View of the World, Cambridge University Press, 1964, S. 21-22.

\*\* Ebenda, S. 22.

## 5

### Was nun?

Hat man von einer neuen Weltsicht gesprochen, so folgt unmittelbar darauf die Frage, wozu sie gut sein soll. Denkt man genauer darüber nach, so ist dies erstaunlich, aber es trifft immer zu, wenn man mit Leuten spricht, die im Geiste des Protestantismus erzogen worden sind. Katholiken, Hindus, Buddhisten, Moslems und Taoisten fassen das Erschauen oder die kontemplative Betrachtung als etwas in sich Gutes auf, ist doch das höchste Gut die ewige Glückseligkeit, wo alle Wesen für immer im Schauen und Lieben Gottes aufgehen. Doch diese Möglichkeit macht Protestanten nervös, und in einem ihrer offiziellen Gebete heißt es, dass denjenigen im Himmel »ständiges Wachsen in deiner Liebe und deinen Diensten« beschieden sein möge, da man ja schließlich den Fortschritt nicht aufhalten kann. Sogar der Himmel muss also eine wachsende Gemeinschaft sein.

Der Grund dafür liegt meiner Ansicht nach darin, dass insbesondere der moderne Protestantismus – in seiner li-



beralen und auch in seiner progressiven Form – die Religion ist, die am stärksten unter dem Einfluss des Mythos steht, dass die Welt eine Welt der Objekte und der Mensch ein von den übrigen Dingen getrenntes Ich sei. Wird der Mensch so begriffen und erfahren, dann ist er natürlich unfähig, Freude und Zufriedenheit zu empfinden, geschweige denn kreative Fähigkeiten zu entwickeln. Da er in die Illusion gestürzt worden ist, er sei ein unabhängig und allein verantwortlich handelndes Wesen, kann er nicht verstehen, warum das, was er tut, niemals dem gerecht wird, was er tun *sollte*, denn eine Gesellschaft, die ihn als isoliertes Wesen definiert hat, kann ihn nicht dazu überreden, so zu handeln, als ob er in Wirklichkeit zu ihr gehörte. Auf diese Weise hat er ständig Schuldgefühle und unternimmt die heroischsten Anstrengungen, um sein Gewissen versöhnlich zu stimmen. Die Früchte dieser Anstrengungen sind soziale Dienstleistungen, Krankenhäuser, Friedensbewegungen, Entwicklungshilfsprogramme, freie Erziehung und die ganze Philosophie des Wohlfahrtsstaates. Doch wir können uns der Tatsache nicht entziehen, dass diese heroischen und bewundernswerten Unternehmungen, je mehr Erfolg sie haben, umso mehr neue und zunehmend schwierigere Probleme schaffen. Nur wenige von uns haben jemals das Problem zu Ende durchdacht, was mit diesen Unternehmungen letztlich erreicht werden soll. Wie geht es weiter, wenn wir die Hungrigen gefüttert, die Nackten bekleidet und den Obdachlosen ein Heim gegeben haben?

Besteht das Ziel darin, unglückliche Menschen in die Lage zu versetzen, den noch Unglücklicheren zu helfen? Hindus und Afrikaner in eine riesige Bourgeoisie umzuwandeln, wo jeder Bengale und jeder Zulu das Privileg haben, sich unserem sinnlosen Wettstreit anschließen zu dürfen?

Vor einigen Jahren wanderte ein Freund von mir durch Teeplantagen in der Nähe von Darjeeling und stellte fest, dass in einer bestimmten Gruppe von Feldern die Teesträucher verkommen waren. Als er nach dem Grund dafür fragte, erhielt er die Erklärung, dass der Plantageneigentümer für seine verarmten Arbeiter so viel Mitleid empfunden hatte, dass er sie doppelt bezahlte. Doch das Ergebnis war, dass die Arbeiter nur zur Hälfte der Arbeitszeit erschienen, was in der kritischen Jahreszeit verheerende Wirkungen hatte, weil man sich dann täglich um die Pflanzen kümmern musste. Mein Freund teilte dieses Problem einem indischen Kommunisten mit. Dessen Lösung war, die Arbeiter doppelt zu bezahlen und sie zur Arbeit zu zwingen. Daraufhin vertraute mein Freund dieses Problem einem amerikanischen Geschäftsmann an. Seine Lösung war, die Arbeiter doppelt zu bezahlen – und ihnen Radios ins Haus zu stellen! Niemand schien zu verstehen, dass diese Arbeiter ihre freie Zeit mehr schätzten als Geld.

Zwanghaft aktive Leute empfinden es als bedrückend, wenn sie erkennen, dass die gewaltigen sozialen und ökonomischen Probleme auf dieser Welt nicht durch An-

strengung und Technik allein gelöst werden können. Der Außenseiter kann nicht einfach wie der Weihnachtsmann daherkommen und die Dinge in Ordnung bringen – schon gar nicht der Außenseiter, der – weil er kein Gefühl der Zugehörigkeit zu dieser Welt hat – unweigerlich den Eindruck eines Störenfrieds erweckt. Er weiß nicht wirklich, was er will, und deshalb hat jeder den Verdacht, dass an seinen Geschenken endlos lange Fäden hängen. Denn demjenigen, der weiß, was er will, und der damit zufrieden ist, kann Vertrauen entgegengebracht werden. Doch wenn man nicht weiß, was man will, kennen die Wünsche keine Grenzen, und niemand kann sagen, wie mit einem solchen Menschen umzugehen ist. Jemanden, der nicht genießen kann, kann nichts zufrieden stellen. Ich möchte damit nicht sagen, dass die amerikanischen und europäischen Aktiengesellschaften von gierigen Gangstern geleitet werden, die vom Wohlstand des Landes auf Kosten der anderen leben. Die Sache wird nur klar, wenn man mit Mitleid und Sorge erkennt, dass viele unserer mächtigsten und reichsten Leute bedauernswerte Opfer und Gefangene in einer Treitmühle sind und – von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen – nicht die geringste Ahnung haben, wie man Geld ausgeben und genießen kann.

*Wenn ich ein Heide gewesen wäre,  
hätte ich den purpurnen Wein gepriesen,  
meine Sklaven hätten in meinen Weinbergen gearbeitet,  
und ich hätte den Wein getrunken.*

*Aber Higgins ist ein Heide,  
seine Sklaven magern ab und werden grau,  
damit er genau zweimal am Tag  
etwas lauwarme Milch trinken kann. \**

Die Wahrheit ist, dass unsere ehrlichsten Bemühungen um Bürgerrechte, internationalen Frieden, Geburtenkontrolle, Erhaltung der natürlichen Reserven und Hilfsprogramme für die Hungernden dieser Welt – so notwendig diese Anstrengungen auch sind – mehr Unheil anrichten, als helfen werden, wenn man sie im gegenwärtigen Geist fortführt. Denn so wie die Dinge stehen, haben wir nichts zu geben. Wenn wir unsere eigenen Reichtümer und unseren eigenen Lebensstil nicht im eigenen Land genießen können, dann wird sich nirgendwo jemand ihrer erfreuen. Frieden kann nur von denjenigen gemacht werden, die selber friedfertig sind, und Liebe können nur diejenigen zeigen, die selber lieben. Aus Schuld, Angst und innerer Leere wird kein Werk der Liebe erwachsen, genauso wenig wie sinnvolle Pläne für die Zukunft von denjenigen gemacht werden können, die nicht die Fähigkeit besitzen, jetzt zu leben.

Die von den übrigen Dingen getrennte Person ist innerlich leer und unzufrieden. Sie lebt in ständiger Hoffnung und wartet stets auf morgen. So wurde sie von Kind

---

\* G.K. Chesterton: »The Song of the Strange Ascetic«, *Collected Poems*, Dodd, Mead, New York, 1932, S. 199; Methuen, 1950.

an erzogen, als man ihre Wut, weil sie Double-bind-Situationen nicht begriff, mit Spielzeug beruhigte. Wenn man eine wirkliche Volksreligion in unserer Kultur finden will, braucht man sich nur die Riten zum Weihnachtsfest anzusehen. Bereits vor Beginn des Advents, der als drei- bis vierwöchige Fastenperiode vor dem großen Fest gedacht war, sind die Straßen weihnachtlich geschmückt, in den im Flitterglanz leuchtenden Geschäften kann man Geschenke in festlicher Aufmachung sehen, und aus den Lautsprechern ertönen auf Band konservierte Weihnachtslieder, so dass man schon lange vor dem Weihnachtsfest vor lauter »Stille Nacht, heilige Nacht« todkrank wird. In den meisten Wohnungen sind bereits die Weihnachtsbäume geschmückt und illuminiert, und im Laufe der großen Vorbereitungen häufen sich um sie jene blanken Pakete mit den schimmernden Bändern, die so aussehen, als enthielten sie Geschenke für Prinzen. In Schulen und Büros werden – noch bevor sie wegen des eigentlichen Feiertags schließen – bereits Weihnachtsfeiern abgehalten, so dass man bis zum Heiligen Abend vor lauter Feiern beinahe verrückt geworden ist. Aber dann sind da immer noch die Pakete unter dem Weihnachtsbaum.

Wenn nun endlich der Tag kommt, sind die Kinder wie außer sich. Kaum fähig zu frühstücken, nachdem sie den größten Teil der Nacht schlaflos verbracht haben, zerreißen sie die Gold- und Silberpakete, als wären in ihnen das Elixier des Lebens oder der Stein der Weisen. Schon am

Nachmittag sieht es im Wohnzimmer so aus, als ob ein Lastwagen mit Abfallpapier in einen Laden hineingerast wäre und ein Chaos aus zerrissenen Kartons, Packpapier und verschlungenen Bändern hinterlassen hätte. In dem wilden Durcheinander finden sich noch Krawatten, Puppen, halb zusammengesetzte Spielzeugeisenbahnen, Raumanzüge, Plastikbomben, Schokoladenstückchen, Hunderte von einzelnen Spielzeugbausteinen, kaputter Christbaumschmuck, Spielzeugautos, Wasserpistolen, Whiskyflaschen und Luftballons. Eine Stunde später sind die Kinder am Heulen oder am Schreien und müssen außer Haus gescheucht werden, während der Wirrwarr zusammengeschoben wird, um Platz für das Weihnachtsessen zu machen. Die Tage bis zum Dreikönigsfest werden mit Magenbeschwerden, Grippe und Erkältungen verbracht, und am Silvesterabend betrinken sich die Erwachsenen, um das Ganze zu vergessen. Der langen Rede kurzer Sinn: Die großen Erwartungen verpufften. Das Mädchen sah toll aus, doch der Mann war impotent. Aber da es irgendwo irgendetwas geben muss, werden die Erwartungen wieder angefacht, um uns alle für die große Belohnung am Ende in Stimmung zu halten. Wie könnte diese Belohnung aussehen? Die Kinder wussten es, ehe sie zur Teilnahme an unserem sinnlosen Wettstreit gezwungen wurden. Eines der schönsten Weihnachtsgeschenke, die ich jemals bekommen habe, war ein billiger Ring mit einem Glasdiamanten. Es war ein eher zufälliges Geschenk, das anlässlich einer Party

aus einer Wundertüte herausgekommen war. Doch ich setzte mich mit diesem bezaubernden Objekt vor den Kamin und drehte es hin und her, um die verschiedenen bunten Lichter, die in ihm aufleuchteten, genauer zu betrachten. Ich wusste, dass ich den Ring Salomos gefunden hatte, mit dem ich das Reich der Dämonen beherrschte – doch ich wollte nicht, dass sie etwas für mich taten, sondern es genügte mir einfach, in dieser Atmosphäre zu sein, die magischen Wesen zu beobachten, wie sie in den Flammen zu Leben wurden, und das Gefühl zu haben, in Verbindung mit der zeitlosen Paradieswelt zu stehen. Es ist bezeichnend für unsere verkommene Art von geistiger Gesundheit, dass unsere Kultur nur sehr wenige magische Dinge produziert. Die Juwelen sind unauffällig und uninteressant. Der Architektur mangelt es nahezu vollständig an Überschwänglichkeit, sie scheint vielmehr einem Zwang zu unterliegen, Glaskästen aufzustellen. Kinderbücher werden von seriösen Damen mit Doppelnamen und ohne jede Phantasie geschrieben, und was die Comics angeht, hat man sich schon einmal die Möbel in Mickys Haus angesehen? Die potenziell magisch wirkenden Zeremonien in der katholischen Kirche werden entweder mit Höchstgeschwindigkeit abgefertigt oder mit der Unterstützung eines Kommentators rationalisiert. Dramatisches oder rituelles Verhalten im Alltagsrahmen wird als Affektiertheit oder schlechtes Benehmen ausgelegt, und die Manieren – wo sie überhaupt noch existie-

ren – lassen sich von Manierismen nicht mehr unterscheiden. Wir produzieren nichts, was sich vergleichen ließe mit den großen orientalischen Teppichen, dem Glas, den Kacheln und den bunt ausgemalten Büchern aus Persien, der arabischen Lederarbeit, der eingelegten Tischlerarbeit aus Spanien, den Hindu-Textilien, dem Porzellan und der Stickerei aus China, der Lackmalerei und dem Brokat aus Japan, den französischen Gobelins oder den Inka-Juwelen (gelegentlich gibt es ziemlich kleine elektronische Apparate, die sehr nahe an feine Juwelen herankommen). Der Grund ist nicht einfach der, dass wir zu sehr in Eile sind und keinen Sinn für das Genießen der Gegenwart haben; auch nicht, dass wir uns diese Arbeit nicht leisten können, die solche Dinge heute erfordern würden, noch dass wir das Geld den Gegenständen vorziehen. Der Grund ist der, dass wir die Welt von allem Zauber gründlich rein gewaschen haben. Wir haben sogar die Vision des Paradieses verloren, so dass unsere Maler und Bildhauer seine Formen nicht mehr erkennen können. Das ist der Preis, den man dafür zahlen muss, wenn man versucht, die Welt vom Standpunkt eines »Ichs« aus zu kontrollieren, das alles, was es erfahren kann, als fremde Objekte und Nichts als erlebt.

Es wäre sentimental und auch unmöglich, den Weg wieder zurückzugehen. Die Kinder stehen so lange in Verbindung zum Paradies, als sie den Ich-Trick noch nicht richtig gelernt haben, und dasselbe gilt auch für die Kulturen, die nach unseren Standards »primitiver« sind



als wir und deshalb vergleichsweise kindlicher. Hat man also zumindest theoretisch verstanden, dass der Ich-Trick ein Schwindel ist und dass vor allen Dingen das »Ich« und das »Universum« eins sind, so fragt man: »Was nun? Worin besteht der nächste Schritt, die praktische Anwendung?« – Ich möchte darauf erwidern, dass das absolut Wichtigste ist, dieses Wissen und Verstehen sich setzen zu lassen, wieder genießen zu können und in der Lage zu sein, in der Gegenwart mit der damit verbundenen Selbstzucht zu leben. Ohne diese Fähigkeiten hat man nichts zu geben – kann man weder für verhungerte Hindus und Chinesen noch sogar für seine engsten Freunde etwas tun, geschweige denn für Frieden und Gerechtigkeit. Ohne diese Einstellungen ist jedes soziale Engagement ein Verwirrung stiftendes Sich-Einmischen, und kommt jedes Projekt für die Zukunft einem geplanten Desaster gleich.

Doch der Weg führt nicht zurück. Genauso wie die Wissenschaft ihren rein atomistischen und mechanistischen Standpunkt auf der Basis von *mehr* Wissen überwunden hat, muss der Ich-Trick durch ein intensiveres und erweitertes Selbstbewusstsein ausgeschaltet werden. Denn es gibt keine Möglichkeit, die Empfindung des Getrenntseins von den übrigen Dingen durch einen so genannten »Willensakt« loszuwerden, indem man versucht, sich selbst zu vergessen, oder indem man sich von irgendwelchen anderen Interessen absorbieren lässt. Deswegen hat das moralistische Predigen auch so wenig Erfolg: Es

züchtet nur durchtriebene Scheinheilige heran – Leute, denen von der Kanzel Schuld-, Scham- und Angstgefühle eingejagt werden, woraufhin sie sich zusammenreißen und so tun, als würden sie den anderen lieben, was aber dazu führt, dass sie mit ihren »Tugenden« mehr Unheil anrichten und mehr Ärger hervorrufen als mit ihren »Lastern«. Ein soziales Projekt in Großbritannien, das unter der Leitung von ernstem und ziemlichem Schrecken einflößenden Ladies stand und die Bezeichnung »Charity Organization Society« – abgekürzt C.O.S. – trug, war bei den Armen als »Cringe or Starve« – Kriech zu Kreuze oder verhungere – bekannt.

Der taoistische Philosoph Tschuang-Tse beschrieb solche Bemühungen, ichlos zu sein, als das »Schlagen einer Trommel auf der Suche nach einem Flüchtigen« oder – wie wir sagen würden – mit Sirenenengeheul zu einer Polizeirazzia fahren. Die Hindus würden sagen, es ist so, als würde man versuchen, *nicht* an einen Affen zu denken, während man eine Medizin zu sich nimmt – in Anlehnung an den verbreiteten Aberglauben, dass die Medizin nicht wirkt, wenn man an einen Affen denkt. Alle diese Bemühungen können uns lehren, dass sie nicht funktionieren, denn je mehr wir versuchen, uns ohne Gier oder Angst zu verhalten, umso mehr wird uns bewusst, dass wir dies aus Gier oder Angst tun. Die Heiligen haben sich immer zu gemeinen Sündern erklärt – weil sie erkannten, dass ihr Streben, heilig zu sein, durch die schlimmste aller Sünden begründet ist, nämlich spirituellen Stolz, den

Wunsch, sich als einen großen Meister in der Kunst der Nächstenliebe – und der Selbstlosigkeit bewundern zu können. Dahinter verbergen sich aber unendlich viele Teufelskreise: Sie alle drehen sich um das Spiel »Ich empfinde mehr Reue als du« oder »Ich bin in meiner Demut hochmütiger als du«. Gibt es denn überhaupt eine Möglichkeit, sich *nicht* ständig mit jemand anderem in irgendeiner Hinsicht zu messen? »Ich bin einer, der es weniger darauf anlegt, die anderen zu übertreffen, als du.« »Ich bin einer, der es mehr darauf anlegt, die anderen zu übertreffen, als du.« »Mir ist deutlicher bewusst als dir, dass wir es mit allem, was wir tun, nur darauf anlegen, die anderen zu übertreffen.« Der Ich-Trick scheint sich endlos in einer Haltung nach der anderen zu manifestieren.

Aber je mehr ich bei diesen Spielen mitmache – je mehr ich mir meines Bewusstseins bewusst werde und je mehr ich sehe, dass ich mich nicht als *besser* definieren kann, ohne gleichzeitig jemand anderen (oder etwas anderes) als *schlechter* zu definieren –, umso klarer erkenne ich, dass ich in meinem Besser-Sein vom Schlechter-Sein des anderen *abhängig* bin. Ich würde nie wissen, dass ich zu einer Gruppe von Auserlesenen mit »netten« oder »getrennten« Leuten gehöre, ohne die Unterstützung einer Gruppe mit »üblen« oder »verdammten« Leuten zu haben. Wie kann irgendeine Gruppe ihr kollektives Ich erhalten, ohne Geschmack daran zu finden, bei Tisch über das Verhalten von grässlichen Außenseitern zu diskutieren? Die Identität von rassistischen Südstaatlern steht

und fällt damit, dass sie sich von den »dreckigen Niggern« absetzen. Umgekehrt haben die Außenseiter das Gefühl, dass sie wirklich »in« seien, und stärken ihr kollektives Ich mit wohl-tuend entrüsteten Diskussionen über Rechtgläubige, Ofays, Wasps, Philister und die verdamnte Bourgeoisie. Sogar der heilige Thomas von Aquin hat zugegeben, dass es zu der Glückseligkeit der Heiligen im Himmel gehört, über die Zinnen schauen zu können und sich an den »gerechten« Qualen der Sünder, die in der Hölle schmoren, zu erfreuen. Alle Gewinner brauchen Verlierer; alle Heiligen brauchen Sünder; alle Weisen brauchen Narren – zumindest so lange, wie es im Leben hauptsächlich darum geht, »etwas zu sein« oder es »zu etwas zu bringen«. Aber ich definiere mich selbst mit Hilfe des anderen. Ich kenne mich selbst nur, wenn ich weiß, wie der »andere« ist, egal, ob ich diesen anderen nach irgendwelchen Wertmaßstäben unter mir oder über mir sehe. Wenn er mir über ist, genieße ich das Selbstmitleid; wenn er mir unterlegen ist, genieße ich meinen Stolz. So wie ich bin, geht damit einher, wie der andere ist. Ein berühmter chassidischer Rabbi sagte einmal: »Wenn ich ich bin, weil du du bist, und wenn du du bist, weil ich ich bin, dann bin ich nicht ich, und du bist nicht du.« Vielmehr sind wir beide etwas, was zwischen dem liegt, was Martin Buber Ich-und-Du und Ich-und-Es genannt hat – der Magnet selber, der zwischen den Polen liegt, zwischen mir selber und allem, was als anderes empfunden wird.

Diese Erkenntnis hat den Rang einer Tatsache, die sich theoretisch nicht leugnen lässt. Die Frage ist nun, wie man von der *Empfindung* loskommen kann, von allem »anderen« ausgeschlossen zu sein, nur man selber zu sein – sich als Organismus zu erleben, der in einen unvermeidlichen Wettstreit und Konflikt mit nahezu jedem »Objekt« seiner Erfahrung geworfen ist. Für dieses Unterfangen gibt es unzählige Rezepte, die alle etwas für sich haben, etwa die Yoga-Meditation, den Derwisch-Tanz, die Psychotherapie, den Zen-Buddhismus, die Ignatianische, Salesianische und Hesychastische Methode des »Betens«, die bewusstseinsverändernden Drogen wie LSD und Meskalin, das Psychodrama, die Gruppendynamik, die »Sensory-Awareness«-Techniken, das Quäkertum, die Gurdjieff-Übungen, die Entspannungstherapien, die Alexander-Methode, das autogene Training und die Selbsthypnose. Bei jeder dieser Disziplinen stößt man aber in dem Augenblick auf Schwierigkeiten, wenn man sich ernsthaft auf sie einlässt. Dann findet man sich in einer »In-Group« von Auserlesenen eingeschlossen, die sich – oft sehr elegant und fein – durch den Ausschluss einer »Out-Group« definiert. In dieser Hinsicht bewirken jede Religion und jeder Kult ihre eigene Niederlage. Dasselbe gilt für Unternehmungen, die sich als Nicht-Religion oder Universal-Religion definieren und das Spiel spielen: »Ich schließe das andere weniger aus als du«. Aus diesem Grund sind Religionen und Nicht-Religio-

nen – alle im Namen der Brüderlichkeit und der allumfassenden Liebe gegründet – streitsüchtig und streben danach, sich voneinander abzusetzen. Was kostet beispielsweise in der Politik schon mehr Streit als das Projekt einer wirklich klassenlosen und demokratischen Gesellschaft? Der historische Ursprung dieser Bewegung liegt im Dunkeln. Sie geht zurück auf Jesus und den heiligen Paulus, auf Eckhart und Tauler, auf die Anabaptisten, Levelers und Brothers of the Free Spirit mit ihrem beharrlichen Grundsatz, dass alle Menschen vor Gott gleich seien. Beinahe hat es den Anschein, als ob zu sein bedeutet zu streiten, zumindest sich zu unterscheiden, im Gegensatz zu etwas anderem zu stehen. Wenn dem so ist, so hat jeder, der nicht einen Kampf auf sich nimmt, keine Identität; wer nicht selbstsüchtig ist, hat dann kein Selbst. Nichts einigt eine Gemeinschaft so sehr wie ein gemeinsamer Kampf gegen einen äußeren Feind, zumal dieser Feind gleichzeitig zur wesentlichen Stütze der sozialen Einheit wird. Größere Gesellschaften brauchen deshalb größere Feinde, was unausweichlich zu unserer jetzigen gefährlichen Situation führt, wo die Welt praktisch in zwei riesige Lager gespalten ist. Doch wenn hohe Offiziere beider Seiten überhaupt so etwas wie Intelligenz besitzen, dann treffen sie ein geheimes Abkommen, um den Konflikt zu konservieren: den anderen auf das Ärgste beschimpfen, aber davon absehen, Bomben zu werfen. Wenn sie darauf bestehen, dass gekämpft werden muss, um die Armeen in Schuss zu halten, dann in der

Form lokaler Konflikte in »unbedeutenden« Ländern. Voltaire hätte gesagt: Wenn der Teufel nicht existiert, dann müsste er erfunden werden.

Je deutlicher man sich aber bewusst wird, dass Sein gleichbedeutend ist mit Streiten und den eigenen Interessen nachgehen, umso mehr wird man zu der Erkenntnis gezwungen, dass man zur eigenen Unterstützung Feinde braucht. Je stärker man sich mit der Frage auseinandersetzt: »Wer oder was bin ich?«, umso unvermeidlicher ist die Erkenntnis, dass man für sich allein, abgesondert von allem *anderen*, überhaupt nichts ist. Und doch, je mehr man nach Perfektion oder Meisterschaft – sei es in moralischer, künstlerischer oder geistiger Hinsicht – strebt, umso mehr sieht man, dass man eine raffinierte und verfeinerte Form des alten Ich-Spiels spielt, dass einem selber und den anderen das Erreichen irgendeiner Größe nur durch den Gegensatz zu der Unterlegenheit oder Niederlage eines anderen deutlich wird.

Diese Erkenntnis hat anfangs eine lähmende Wirkung. Man ist in einer Falle gefangen, der schlimmsten aller Double-bind-Situationen ausgesetzt: Man sieht, dass man mit allem, was man tut, gleichzeitig auch das Gegenteil bewirkt. Man entscheide sich dafür, Christus zu sein, und es wird einen Judas geben, der der Verräter ist, und einen Pöbel, der einen kreuzigen will. Man entscheide sich dafür, ein Teufel zu sein, und die Menschen werden sich gegen einen in der engsten brüderlichen Liebe vereinigen. Die erste Reaktion darauf könnte einfach sein: »Schluss

damit jetzt!« Die einzige Möglichkeit scheint darin zu bestehen, die ganzen Anstrengungen zu vergessen und sich ausschließlich trivialen Dingen zu verschreiben oder aus dem Spiel durch Selbstmord oder Psychose auszusteigen und den Rest seines Lebens in einer Irrenanstalt zu verbringen.

Doch es gibt eine andere Möglichkeit. Statt auszusteigen, können wir uns fragen, was diese Falle bedeutet. Was heißt das, wenn wir uns gelähmt fühlen, nicht in der Lage, einem Spiel zu entinnen, in dem alle Regeln doppeldeutig sind und jeder Schritt zur eigenen Niederlage führt? Sicherlich ist das eine tiefe und intensive Erfahrung derselben Double-bind-Situation, der wir in unserer Kindheit ausgesetzt waren, als die Gemeinschaft uns erklärte, wir *müssten* frei und selbst verantwortlich sein und die anderen lieben, und als wir hilflos als unabhängig handelnde Wesen definiert wurden. Dieses Gefühl des Gelähmtseins entspricht daher der aufsteigenden Erkenntnis, dass dies alles Unsinn ist und dass das unabhängig handelnde Ich nur fiktiv existiert. Die Empfindung des »Ich«, das mit dem ganzen Universum der eigenen Erfahrung hätte gleichgesetzt werden sollen, wurde abgeschnitten, das »Ich« in die isolierte Position eines außenstehenden Beobachters des Universums getrieben. Im vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, dass die Einheit aus Organismus und Umgebung eine physikalische Tatsache ist. Aber wenn man sicher weiß, dass das Polierte Ich eine Fiktion ist, dann *fühlt* man sich tatsäch-



lich als das alles, was das Leben ausmacht. Erfahrung und Erfahrender werden ein Erfahren, der Gegenstand der Erkenntnis und der Erkennende ein Erkennen.

Jeder Organismus erfährt dies von einem unterschiedlichen Standpunkt aus und auf unterschiedliche Art und Weise, denn jeder Organismus ist das Universum, das sich selber in endlos verschiedener Weise erlebt. Man braucht daher nicht in die Falle zu laufen, die diese Erfahrung für diejenigen bereithält, die an einen außerhalb existierenden allmächtigen Gott glauben, nämlich in die Versuchung zu verfallen, sich selber als »Gott« in diesem Sinn zu fühlen und zu erwarten, von allen anderen Organismen angebetet zu werden und Gehorsam von ihnen zu erhalten.

Man vergesse nicht, dass eine Erfahrung dieser Art nicht durch irgendeinen Akt des eigenen fiktiven »Willens« erzwungen oder künstlich geschaffen werden kann, ausgenommen vielleicht insofern, als wiederholte Bemühungen, sich mit dem Universum messen zu wollen, schließlich ihre Sinnlosigkeit deutlich machen werden. Man versuche nicht, die Ich-Empfindung loszuwerden. Man nehme sie vielmehr so lange, wie sie anhält, als ein Merkmal oder ein Spiel des Gesamtprozesses – wie eine Wolke oder eine Welle, ein Wärme- oder Kältegefühl oder wie sonst etwas, was aus sich heraus geschieht. Sein eigenes Ich loswerden wollen ist der letzte Versuch eines unbesiegbaren Egoismus! Er führt lediglich zu einer Bekräftigung und Verstärkung des Realitätscharakters dieses

Gefühls. Doch wenn man sich dieser Empfindung des Getrenntseins von den übrigen Dingen vorsichtig nähert und sie wie jede andere Empfindung akzeptiert, löst sie sich auf wie die Fata Morgana, die sie ist.

Aus diesem Grund bin ich nicht sonderlich begeistert von den verschiedenen »geistigen Übungen« der Meditation oder des Yoga, die manche für die Befreiung vom Ich als wesentlich erachten. Denn wenn diese Übungen mit der *Absicht* praktiziert werden, irgendeine Form der geistigen Erleuchtung oder des seelischen Erwachens zu erleben, dann bekräftigen sie die Täuschung, dass sich das Ich aus eigener Anstrengung wegwerfen kann. Gegen das Meditieren ist aber nichts einzuwenden, wenn man es um des Meditierens willen tut, so wie man Musik hört, weil man Musik eben mag. Wenn man in Konzerte geht, um »kultiviert« zu werden oder um seinen Geist zu erweitern, dann wird man mit tauben Ohren im Konzertsaal sitzen.

Wenn man mich also fragt, *wie* man über diese Ich-Empfindung hinauskommen kann, dann werde ich zurückfragen, *warum* man darüber hinauskommen will. Wenn man mir dann die ehrliche Antwort gibt, dass sich das eigene Ich auf dem »höheren geistigen Niveau« der Selbsttranszendenz wohler fühlt, dann wird man erkennen, dass man selber – als das Ich – ein Schwindel ist. Man wird sich wie eine Zwiebel fühlen: Eine Schale nach der anderen wird abgelöst, eine Ausflucht nach der anderen entkräftet – und am Ende bleibt kein Kern übrig. Das

ist alles, worauf es ankommt: herauszufinden, dass das Ich tatsächlich ein Schwindel ist – ein Wall von Abwehr um einen Wall von Abwehr ... um nichts. Man kann noch nicht einmal den Wunsch haben, es loszuwerden, noch diesen Wunsch empfinden wollen.

Hat man dies verstanden, so wird man erkennen, dass das Ich genau das ist, was es vorgibt, nicht zu sein. Es ist alles andere als das zu freien Entscheidungen fähige Zentrum der Persönlichkeit und lässt sich als ein automatischer Mechanismus begreifen, der in der Kindheit von einer sozialen Autorität eingepflanzt worden ist und – vielleicht – zum Teil als Erbe übernommen wurde. Dies kann in einem vorübergehend das Gefühl erwecken, man sei eine Marionette, die willenlos an Fäden hängt, die von unsichtbaren Kräften gesteuert werden. An diesem Punkt kann sich das Ich wieder mit dem heimtückischen Spiel »Ich kann mir nicht selber helfen« aufrichten. Bei diesem Spiel spaltet es sich in zwei Teile und macht sich vor, sein eigenes Opfer zu sein. »Ich bin nur ein Bündel konditionierter Reflexe, also dürft ihr mir nicht böse sein, dass ich mich so verhalte, wie ich mich fühle« (die Antwort darauf könnte lauten: »Wir sind auch Marionetten, beklag dich also nicht, dass wir wütend werden«).

Aber *wer darf nicht* wütend werden oder sich beklagen, so als ob dies eine Frage der willentlichen Entscheidung wäre? Das Ich ist immer noch das »Ich«, das passiv das automatische Verhalten der eigenen Person und anderer Personen ertragen muss – so als ob das bewusste

Selbst es sich aussuchen könnte, ob es sich mit den Dingen abfindet oder sie gewaltsam angeht. Tatsächlich hat sich das frustrierte Ich lediglich in seine letzte Hochburg der Unabhängigkeit zurückgezogen und seine Identität als bloßer Beobachter oder Dulder der Ereignisse gewahrt. Es bemitleidet sich selber oder tröstet sich, weil es ja dem Schicksal so hilflos ausgeliefert ist.

Sieht man diese Haltung als eine weitere Ausflucht an, so nähern wir uns jetzt der letzten großen Kraftprobe. Jetzt ist eine Trennungslinie gezogen worden zwischen allem, was mir zustößt – einschließlich meiner Gefühle – auf der einen Seite, und zwischen mir selber als der bewusst teilnehmenden Instanz auf der anderen Seite. Kann man jetzt nicht mühelos erkennen, dass diese Linie nur in der Vorstellung existiert und dass sie – und das entsprechende Bewusstsein – demselben alten Schwindel entspringt, den man sich unbewusst in der Kindheit aneignen musste? Dass sie dieselbe alte Kluft widerspiegelt zwischen dem Erkennenden und dem Gegenstand der Erkenntnis, zwischen der Gesamtsituation Organismus/Umgebung und dem Feedback bzw. dem Bewusstseinsmechanismus des Organismus? Wenn ich nicht darüber verfügen kann, was mit mir geschieht, dann kann ich ebenso wenig darüber verfügen, ob ich das, was mit mir geschieht, akzeptiere oder ablehne. Das Akzeptieren, Ablehnen oder bewusste Wahrnehmen laufen ebenso automatisch ab wie das, was außerhalb geschieht, meine Gefühle sind lediglich ein Spiegel für meinen physiologischen/biochemischen Zustand.

Doch gerade in dem Augenblick, wo man glaubt, zu einer wirklichen Marionette zu werden, löst sich alles in Luft auf. Es gibt kein Schicksal ohne jemanden oder etwas, der oder das vom Schicksal betroffen ist, keine Falle ohne jemanden, der darin gefangen werden soll. Es gibt in der Tat keinen Zwang ohne die Möglichkeit, sich frei zu entscheiden, denn die Empfindung, man verhalte sich unfreiwillig, kann nur erfahren werden im Gegensatz zu der Empfindung, man könne sein Verhalten willentlich steuern. Wenn aber die Linie zwischen mir selbst und dem, was mit mir geschieht, aufgelöst ist und es keine letzte Hochburg mehr gibt, in die sich das Ich als passiv teilnehmende Instanz flüchten kann, dann stelle ich fest, dass ich nicht *auf* der Welt bin, sondern *selbst* eine Welt, die weder zwanghaften Gesetzmäßigkeiten folgt noch vom Zufall regiert wird. Was geschieht, ist weder automatisch noch willkürlich: Es geschieht einfach, und alle Geschehnisse hängen voneinander ab in einer Art und Weise, die unglaublich harmonisch zu sein scheint. Alles läuft mit allem parallel. Ohne die anderen gibt es kein Selbst, und ohne ein Dort gibt es kein Hier, so dass – in diesem Sinn – das Selbst die anderen und das Hier das Dort ist.

Wenn sich dieses neue Selbstgefühl einstellt, dann ist es erheiternd und etwas verwirrend zugleich. Es ist wie in dem Augenblick, wo man zum ersten Mal den Dreh herausbekommen hat, wie man schwimmt oder Fahrrad fährt. Man hat das Gefühl, dass man nicht etwas mit sich

macht, sondern dass es irgendwie von sich aus geschieht, und man fragt sich, ob man dieses Gefühl verlieren wird – was tatsächlich der Fall sein kann, wenn man sich krampfhaft bemüht, es festzuhalten. Im unmittelbaren Gegensatz zu der alten Empfindung liegt in dieser neuen Empfindung in der Tat eine gewisse Passivität, so als ob man ein Blatt wäre, das vom Wind dahingewirbelt wird, bis man sich dessen bewusst wird, dass man beides zugleich ist – das Blatt und der Wind. Die Welt außerhalb des eigenen Körpers ist genauso sehr die Welt innen: Sie laufen untrennbar miteinander einher, und anfänglich glaubt man, man hätte etwas die Kontrolle verloren, weil die Welt außen so viel gewaltiger ist als die Welt innen. Doch bald entdeckt man, dass man den gewohnten Dingen weiter nachgehen kann – dass man arbeiten und Entscheidungen treffen kann wie immer, nur dass es einem leichter fällt. Der eigene Körper ist nicht mehr ein Leichnam, der vom Ich beseelt und herumgetragen werden muss. Man hat die Empfindung, man würde vom Boden gestützt, oder man würde beim Besteigen eines Berges von ihm hochgehoben. Die Luft atmet sich selber aus und ein. Man braucht nicht mehr zu schauen und zu horchen, sondern Licht und Geräusche kommen von sich aus auf einen zu. Die Augen sehen, und die Ohren hören, wie der Wind weht und das Wasser fließt. Alles Umgebende wird zum Eigenen. Man wird von der Zeit fortgetragen wie von einem Fluss, fließt aber nie aus der Gegenwart heraus. Je mehr die Zeit voranschreitet, desto

mehr bleibt sie stehen, und man braucht nicht mehr gegen sie anzukämpfen oder sie totzuschlagen.

Man fragt nicht, welchen Wert dieses Gefühl hat oder wozu es gut sein soll. Wozu ist das Universum gut? Worin liegt die praktische Anwendung von einer Million Galaxien? Doch gerade weil das Universum keinen praktischen Nutzen hat, ist es zu etwas gut – was paradox klingen mag, es aber nicht ist. Wozu ist es beispielsweise gut, wenn man Musik macht? Wenn man auf einem Instrument spielt, um Geld zu verdienen, um einen anderen Künstler auszustechen, um jemand mit Kultur zu sein oder um sich fortzubilden, dann spielt man eigentlich nicht – weil man im Geist nicht bei der Musik ist. Man lässt sich nicht von ihr tragen. Denkt man genauer darüber nach, so wird man zugeben müssen, dass Musik machen oder Musik hören ein reiner Luxus ist, eine Sucht, eine Zeit- und Geldverschwendung für nichts anderes als für das Hervorbringen bestimmter Anordnungen von Tönen. Doch wie würden wir über eine Gesellschaft denken, in der kein Platz ist für Musik, für das Tanzen oder für irgendeine andere Aktivität, die nicht direkt für das Überleben notwendig ist? Eine solche Gesellschaft würde offensichtlich auf kein Ziel hin existieren – es sei denn, sie schafft es, aus den »wesentlichen Aufgaben« wie Land bewirtschaften, Bauen, Wehrdienst leisten, Waren herstellen und Kochen ein Vergnügen zu machen. Doch in diesem Augenblick vergisst man, dass es ums Überleben geht. Die Aufgaben werden um ihrer selbst willen erfüllt,

und daraufhin erst fangen Bauernhöfe an, wie Gärten auszusehen, entstehen auf vernünftigen Behausungen interessante Dächer und geheimnisvolle Ornamente, finden sich auf Uniformärmeln seltsame Streifen und Muster, nehmen Zimmerleute sich Zeit, ihre Arbeit zu »vollenden«, und werden Köche zu Feinschmeckern.

In einem chinesischen Werk der Philosophie mit dem Namen »Das Geheimnis der goldenen Blüte« heißt es: »Wenn man den Zweck dazu benutzt hat, um Zweckfreiheit zu erreichen, dann hat man das Wesentliche begriffen.« Eine Gesellschaft, die auf keinen Zweck hin besteht, schafft keine Möglichkeit für zweckfreies Verhalten, d.h. für Handlungen, die nicht direkt auf das Überleben abzielen, die sich selber genügen und nicht unbedingt auf eine zukünftige Belohnung hin vorgenommen werden. Doch indirekt und ohne Absicht dient ein solches Verhalten dem Überleben, weil es dem Überleben Zweck und Sinn gibt, der aber verloren geht, wenn man sich aus diesem Grund so verhält. Spielen, um entspannt und für die Arbeit frisch zu sein, ist nicht Spielen, und keine Arbeit wird gut oder sorgfältig verrichtet, wenn sie nicht auch eine Form des Spielens ist.

Wenn man aus dem double-bind des »Du *musst* überleben« befreit worden ist, erkennt man, dass das Leben im Grunde Spielen ist. Hier tauchen allerdings Verständnisschwierigkeiten auf, weil »Spielen« zwei verschiedene Bedeutungen hat, die oft miteinander in einen Topf geworfen werden. Tut man etwas lediglich aus *Spielerei*,



dann ist das trivial und unaufrichtig, und hier sollten wir »Tändeln« statt »Spielen« sagen. Doch wenn eine Frau zu mir sagte: »Ich liebe dich«, sollte ich daraufhin antworten: »Meinst du es ernst, oder spielst du nur mit mir?« Wenn schließlich die Beziehung gedeihen soll, dann hoffe ich sehr, dass sie es *nicht* ernst meint und dass sie tatsächlich mit mir spielen *will*. Die bessere Frage wäre vielmehr: »Meinst du es aufrichtig, oder benutzt du mich nur als Spielzeug (tändelst du nur mit mir)?« Aufrichtigkeit ist besser als Ernsthaftigkeit, denn wer möchte schon mit Ernst geliebt werden! Es gibt also eine Form des Spielens, die alles andere als trivial ist, etwa wenn Segovia auf der Gitarre oder Sir Laurence Olivier den Hamlet spielt, oder auch natürlich, wenn jemand in der Kirche auf der Orgel spielt. In diesem Sinne des Wortes konnte der heilige Gregor von Nazianz vom Logos, der kreativen Weisheit Gottes, sagen:

*Denn der Logos in der Höhe spielt,  
bewegt den ganzen Kosmos nach seinem Willen hin und  
her,  
schafft aus ihm Gebilde jeder Art.*

Vom anderen Ende der Welt vernehmen wir den japanischen Zen-Meister Hakuin:

*Im Singen und Tanzen ist die Stimme des göttlichen  
Gesetzes.*

Entsprechend wird auch im Vedanta die ganze Welt als »lila« und als »maya« des göttlichen Selbst gesehen. Das erste Wort bedeutet »Spiel«, das zweite enthält die Begriffe Illusion (vom lateinischen »ludere«, spielen), Zauber, Kreativität, Kunst und Messen. Aus dieser Sicht ist das Universum im Allgemeinen und das Spielen im Besonderen in einem bestimmten Sinn des Wortes »bedeutungslos«, d.h. beide weisen nicht – wie Worte oder Symbole – auf irgendetwas anderes als sie selber hin, so wie eine Mozartsonate keine moralische oder soziale Botschaft vermittelt und auch nicht versucht, die natürlichen Geräusche von Wind, Donner oder Vogelgesang zu suggerieren. Wenn ich den Laut »Wasser« von mir gebe, dann weiß der andere, was er bedeuten soll. Aber was bedeutet die ganze Situation – dass ich den Laut von mir gebe und der andere ihn versteht? Welche Bedeutung haben ein Pelikan, eine Sonnenblume, ein Seeigel, ein gesprenkelter Stein oder eine Milchstraße? Was bedeutet  $a + b = b + a$ ? All das sind Muster, tanzende Muster aus Licht und Tönen, Wasser und Feuer, Rhythmus und Vibration, Elektrizität und Raum-Zeit, die sich etwa so anhören:

*Thrummular, thrummular thrilp,  
Hum lipsible, lipsible lilp:  
Dim thricken mithrummy,  
Lumgumptulous hummy,  
Stormgurgle umbumbdular bilp.*

Oder, mit den berühmten Worten von Sir Arthur Eddington über die Natur der Elektronen:

Wir sehen die Atome mit ihren Gürteln von kreisenden Elektronen, die hin- und herschießen, zusammen- und auseinander prallen. Freie Elektronen, die sich aus diesen Gürteln losgerissen haben, schwirren mit hundertfacher Geschwindigkeit ab, kurven scharf um die Atome herum, werden aus ihren Kurven seitlich herausgeschleudert und entweichen um Haaresbreite ... Angesichts dieses faszinierenden Schauspiels haben wir womöglich vergessen, dass wir einmal erfahren wollten, was ein Elektron ist. Diese Frage ist niemals beantwortet worden ... *Etwas Unbekanntes tut etwas, was wir nicht erkennen*, d.h. was wir mit unseren Theorien nicht erfassen. Dies hört sich nicht wie eine besonders erhellende Theorie an. Etwas Ähnliches habe ich an anderer Stelle schon gelesen:

*The slithy toves*

*Did gyre and gimble in the wabe.*

Diese Worte weisen auf dieselbe Aktivität hin. Auch hier zeigt sich dieselbe Unbestimmtheit, was die Art dieser Aktivität und ihr Subjekt anbelangt.\*

---

\* The Nature of the Physical World, J. M. Dent, 1935, S. 280-281.

Das trifft den Kern der Sache: dass wir vor einem »faszinierenden Schauspiel« stehen. Denn die Welt ist ein Zauber (lateinisch: fascinum), ein berückendes und in überwältigendes Staunen versetzendes Etwas, eine Arabeske mit einem derartig betäubenden Rhythmus und ein Plan, der solche Neugier in uns hervorruft, dass wir durch ihr Weben außer uns geraten und dadurch das Spielerische an ihr vollkommen vergessen. Wir werden so fasziniert, dass sich unser Beifall und unser Missfallen umwandeln in entzückte Liebe und wilden Hass, in übermäßige Freude und abgrundtiefen Schrecken, in ekstatische Orgasmen und das große Zittern. Alles besteht aus An- und-Aus, Schwarz-und-Weiß, es pulsiert, tanzt und singt in den verschiedensten Rhythmen und offenbart sich in den unterschiedlichsten Formen, es ist reinster Unsinn und vollkommenste Kunst zugleich.

Man lausche aufmerksam einer Stimme, die ohne Worte singt. Sie kann so bezaubern, dass man weint, tanzt, in Zorn gerät oder vor Freude herumspringt. Es lässt sich nicht auseinander halten, wo die Musik aufhört und die Gefühle beginnen, denn alles ist in irgendeiner Weise Musik – die Stimme, die auf unseren Nerven spielt, begleitet vom Flötenspiel des Atems. Alle Erfahrung ist Musik, nur eine Musik mit sehr viel mehr Dimensionen als lediglich der Klang. Sie vibriert in den Dimensionen des optischen Sinns, des Tastsinns, des Geruchs- und des Geschmackssinns und der geistigen Dimension der Symbole und Worte. Eines ruft das andere hervor und spielt

mit ihm. Doch im Grunde – und hier drücke ich auf negative Weise etwas höchst Positives aus – ist alles nicht mehr und nicht weniger, als in der mysteriösen Äußerung jenes alten Mannes enthalten ist, der das Fenster öffnete und sagte:

*Fill jomble, fill jumple,  
Fill rumble-come-tumble.*

Bach formulierte es eleganter, doch ebenso frei von Hintergedanken:



Hat man dies einmal erkannt, so kann man in die Welt der alltäglichen Dinge mit einem neuen Bewusstsein zurückkehren. Man weiß jetzt, dass das Universum im Grunde eine magische Illusion und ein großartiges Spiel ist und dass es kein isoliertes »Ich« gibt, das etwas aus diesem Universum herausholen soll, so als ob das Leben eine Bank wäre, die es auszurauben gilt. Das einzig wahre »Ich« ist dasjenige, was kommt und geht, sich ewig in jedem bewussten Lebewesen manifestiert und zurückzieht. Das »Ich« ist das Universum, wie es sich selbst von Billionen Standpunkten aus sieht, die ihrerseits wiederum kommen und gehen, so dass die Sicht des Uni-

versums sich immer erneuert. Was wir als Tod, leeren Raum oder Nichts wahrnehmen, ist lediglich das Tal zwischen den Spitzen der Wellen eines endlos wogenden Ozeans. Alles gehört zu der Illusion, dass es scheinbar etwas gibt, was man irgendwann einmal erreicht, und dass wir die dringende Notwendigkeit empfinden, immer weiterzumachen, bis wir dieses Etwas erreicht haben. Doch es gibt keine andere Zeit außer der Gegenwart, nichts außer dem Ein-und-Alles, nichts, was jemals erreicht werden kann – obwohl der Reiz des Spiels darin besteht, dass es ein solches Ziel in der Zukunft vortäuscht.

Jeder, der damit prahlt, dass er dies versteht, versteht es nicht, denn er benutzt die Theorie nur als einen Trick, um die Illusion des Getrenntseins von den übrigen Dingen aufrechtzuerhalten, als einen raffinierten Schachzug im Spiel, dem anderen geistig überlegen sein zu wollen. Außerdem werden sich durch solch ein Prahlen diejenigen ganz tief verletzt fühlen, die dies nicht verstehen und die der ehrlichen Überzeugung sind, dass sie nur einsame und individuelle Geister in einem verzweifelten und qualvollen Kampf ums Überleben sind. Hier muss man tief und ohne belehren zu wollen mitfühlen, im besonderen Maß Ehrfurcht und Respekt empfinden, denn schließlich offenbart sich in ihnen das gewagteste und kunstvollste Spiel des göttlichen Selbst – das Spiel, sich selber vollkommen verloren zu haben und der Gefahr einer absoluten und endgültigen Katastrophe ausgesetzt

zu sein. Aus diesem Grund schütteln sich Hindus nicht die Hände, wenn sie sich treffen, sondern legen die Innenflächen ihrer Hände zusammen und verneigen sich in Ehrfurcht vor dem Fremden, womit sie die Gottheit in ihm ehren.

Man sollte auch ja nicht annehmen, dass man durch ein solches Weltverständnis auf einen Schlag zu einem Musterbeispiel an Tugendhaftigkeit wird. Ich habe noch nie einen Heiligen oder Weisen getroffen, der nicht irgendwelche menschlichen Schwächen hatte. Denn solange man sich in einem menschlichen oder tierischen Wesen manifestiert, muss man andere Lebewesen töten, um zu essen, und muss man die Einschränkungen seines eigenen Organismus akzeptieren, der durch Feuer immer noch verbrannt wird und in dem eine Gefahr Adrenalinsekretion bewirkt. Die Moral, die sich aus diesem Weltverständnis ergibt, ist vor allen Dingen, dass man offen seine Abhängigkeit von Feinden, Untermenschen, Out-Groups und in der Tat von allen anderen Formen des Lebens anerkennt. So sehr man auch in die Konflikte und Wettspielchen des Alltagslebens eingespannt sein mag, man wird nie mehr der Illusion verfallen können, dass der »Angreifer« vollkommen im Unrecht ist und ausgelöscht werden sollte. Dafür tauscht man die unschätzbare Fähigkeit ein, sich von Konflikten nicht überwältigen zu lassen, zu Kompromissen bereit zu sein und sich anzupassen; man gewinnt die Fähigkeit zu spielen, und zwar mit Gelassenheit spielen zu können. Das ent-

spricht dem, was mit »Ganovenehre« bezeichnet wird, denn die wirklich gefährlichen Leute sind diejenigen, die nicht dazu stehen, dass sie Ganoven sind – jene Unglücklichen, die die Rolle der »Guten« mit solch blindem Eifer spielen, dass sie sich dessen nicht bewusst sind, wie viel sie – was den eigenen Status anbelangt – den »Bösen« verdanken. Um die Bibel zu paraphrasieren: »Liebet eure Konkurrenten und betet für diejenigen, die eure Preise unterbieten.« Wo wären wir ohne sie?

Die politische und persönliche Moral des Westens, insbesondere in den Vereinigten Staaten, ist – weil der Sinn für diese Zusammenhänge fehlt – äußerst schizophran. Sie ist eine monströse Kombination von kompromisslosem Idealismus und skrupellosem Gangstertum, und es mangelt deshalb an dem Humor und der Menschlichkeit, sich als eingestandene Schurken zusammensetzen und vernünftige Dinge auszuhandeln. Niemand kann moralisch sein, d.h., niemand kann vorgegebene Konflikte harmonisieren, ohne ein tragfähiges Arrangement zwischen dem Engel und dem Teufel in sich zu schließen. Diese zwei Kräfte oder Tendenzen hängen gegenseitig voneinander ab, und das Spiel klappt so lange, wie der Engel immer wieder gewinnt, aber nicht der dauerhafte Sieger ist, und der Teufel verliert, aber niemals verloren geht. (Das Spiel funktioniert aber nicht umgekehrt, so wie auch der Ozean nicht wogen könnte, wenn die Wellenspitzen unten und die Wellentäler oben wären.)

Dies müssen vor allen Dingen diejenigen verstehen,



die sich mit zivilen Rechten, der Erhaltung des internationalen Friedens und der Beschränkung nuklearer Waffen befassen. Ohne jeden Zweifel sind dies Unternehmungen, für die man sich mit aller Macht einsetzen sollte, aber niemals in einem Geist, der der Gegenseite jede Ehre abspricht oder sie als vollkommen böse oder verrückt betrachtet. Nicht ohne Grund erfordern die formalen Regeln des Boxens, des Judoports, des Fechtens und sogar des Duellierens, dass die streitenden Parteien sich vor ihrer Auseinandersetzung begrüßen. Soweit man überhaupt in die Zukunft sehen kann, wird es immer Tausende und Abertausende von Menschen geben, die Schwarze, Kommunisten, Russen, Chinesen, Juden, Katholiken, Beatniks, Homosexuelle und »Haschbrüder« ablehnen und hassen. Diese gehässigen Vorurteile werden nicht ausgelöscht, sondern nur geschürt werden, wenn man diejenigen beleidigt, die sie haben. Die abwertenden Schimpfworte, mit denen wir sie bepflastern – Faschisten, Rechtsfanatiker, Nichtwisser –, können zu den stolzen Emblemen und Symbolen werden, unter denen sie sich zusammentun und stark fühlen. Es hilft auch nichts, wenn wir der Gegenseite öffentlich durch artige und nicht gewalttätige Sit-ins und Demonstrationen entgentreten, während wir gleichzeitig unser kollektives Ich stärken, indem wir sie im Geheimen beleidigen. Wenn wir Gerechtigkeit für Minoritätengruppen und friedliche Auseinandersetzungen mit unseren natürlichen Feinden – seien es nun Menschen

oder andere Lebewesen – wollen, müssen wir zunächst mit der Minorität und dem Feind in uns selbst klarkommen, denn der Schurke sitzt ebenso sehr in uns wie in der Welt »draußen« – besonders wenn wir erkannt haben, dass die Welt draußen ebenso sehr dem eigenen Selbst entspricht wie die Welt innen. Mangels dieses Bewusstseins gibt es aber kaum jemanden, der kriegslüsterner ist als ein Pazifist, der sich austobt, oder ein militanterer Nationalist als ein Anti-Imperialist.

Man kann nun in der Tat einwenden, ich würde zu viel verlangen. Man wird eventuell auf das alte Alibiargument zurückgreifen, dass die Aufgabe der »Änderung des menschlichen Wesens« zu schwierig und zu Zeit raubend ist und dass wir vor allen Dingen sofortiges und massives Handeln brauchen. Offensichtlich erfordert es einige Disziplin, irgendwelche Änderungen in den eigenen Verhaltensmustern zu bewirken, und eine Psychotherapie kann sich über Jahre dahinschleppen. Aber das ist ja gar nicht mein Vorschlag. Ist es denn wirklich so Zeit raubend und so mühevoll, einfach nur zu *verstehen*, dass man Feinde und Außenseiter braucht, um sich selbst zu definieren, und dass man ohne irgendeine Gegenseite verloren wäre? Erkennt man dies, so gewinnt man nahezu im selben Augenblick die Tugend des Humors; Humor und Selbstgerechtigkeit schließen aber einander aus. Humor ist das Augenzwinkern eines gerechten Richters, der weiß, dass *auch er* kein Unschuldengel ist. Wie könnte er zu Gericht sitzen und mit »Euer Ehren« angesprochen

werden, wenn nicht die armen Kerle da wären, die Tag für Tag vor ihn geschleppt werden? Durch diese Erkenntnis wird seine Arbeit nicht in Frage gestellt und seine Funktion auch nicht untergraben. Er spielt die Rolle des Richters umso besser, wenn er sich dessen bewusst ist, dass nach der nächsten Drehung des Glücksrads er derjenige sein kann, der angeklagt wird, und dass er schon jetzt auf der Anklagebank sitzen würde, wenn *alles* über ihn bekannt wäre.

Wenn man dies als Zynismus betrachtet, dann wenigstens als liebevollen Zynismus – als eine Einstellung oder eine Atmosphäre, die menschliche Konflikte erfolgreicher dämpft als noch so starke körperliche Gewalt oder noch so heftiges Moralisieren. Mit einer solchen Einstellung wird nämlich anerkannt, dass das wahrhaft Gute an der menschlichen Natur ihr besonderes Gleichgewicht ist zwischen Liebe und Egoismus, Vernunft und Leidenschaft, Geistigkeit und Sinnlichkeit, Mystizismus und Materialismus, wobei der positive Pol immer etwas mehr überwiegen muss als der negative Pol. (Wäre es anders, d.h. wären beide Seiten vollkommen ausgeglichen, dann würde das Leben zu einem vollkommenen Stillstand kommen.) Vergessen also die beiden Pole Gut und Böse ihre gegenseitige Abhängigkeit und versuchen sie, einander auszulöschen, wird der Mensch unmenschlich – zum Engel mit dem Flammenschwert oder zum kalten Sadisten. Es entspricht aber nicht dem Menschen, ein Engel oder ein Teufel zu sein, und die Möchtegern-Engel soll-

ten sich darüber klar werden, dass – je mehr Erfolg sie mit ihren Ambitionen haben – sie Horden von Teufeln heraufbeschwören, die das Gleichgewicht zwischen Gut und Böse erhalten. Das war das, was wir in Amerika aus der Prohibition gelernt haben, und ist auch das Ergebnis aller anderen Bemühungen, vollkommen engelreines Verhalten zu erzwingen oder das Böse mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Alles läuft schließlich auf das Eine hinaus: Um »lebensfähig« oder wenigstens den alltäglichen Dingen gewachsen zu sein, muss das Leben als Spiel gelebt werden. Das »muss« drückt in diesem Fall eine Bedingung aus, keinen Befehl. Es muss im Geiste des Spiels und nicht im Geiste der Arbeit gelebt werden. Die Konflikte, die es mit sich bringt, müssen in der Erkenntnis fortgeführt werden, dass keine Spezies – oder keine Partei in einem Spiel – ohne ihre natürlichen Widersacher, ihre geliebten Feinde, ihre unentbehrlichen Gegenspieler überleben kann. Seine Feinde lieben heißt, sie *als* Feinde lieben, und es ist nicht unbedingt klug, sie auf seine Seite zu bekommen. Der Löwe und das Lamm leben nur im Paradies friedlich nebeneinander her, aber nicht auf der Erde. Das »Paradies« entspricht quasi jenem stummen Einverständnis hinter der Bühne, wo alle streitenden Parteien ihre gegenseitige Abhängigkeit erkennen und durch diese Erkenntnis in der Lage sind, ihre Konflikte in Grenzen zu halten. Diese Erkenntnis ist die absolut wichtige Ritterlichkeit, die die Grenzen in jedem Krieg

mit menschlichen oder nicht-menschlichen Feinden gleichermaßen setzen muss. Diese Ritterlichkeit ist der Geist des Ritters, der »mit seinem Leben spielt«, in dem Bewusstsein, dass sogar der Kampf auf Leben und Tod ein Spiel ist.

Niemand, der dem Schwindel zum Opfer gefallen ist, er sei nichts außer sein Ich bzw. außer seinem eigenen Organismus, kann ritterlich, geschweige denn ein zivilisiertes, empfindsames und intelligentes Mitglied des Kosmos sein.

Aber um in diesem Sinne leben zu können, muss das Spiel des Lebens von seinen widersprüchlichen Regeln befreit werden. Nur so – und nicht über die Moral – verläuft der Weg, der aus der Selbsttäuschung des isolierten Ich herausführt. Wenn ein Spiel die Beteiligten vor eine unmögliche und nicht lediglich schwierige Aufgabe stellt, kommt es rasch an den Punkt, wo das Weiterspielen nicht mehr lohnt. Es gibt keine Möglichkeit, eine Regel zu beachten, die in Form eines double-bind aufgestellt ist, d.h. eine Regel mit zwei Teilen, die sich gegenseitig ausschließen. Niemand kann gezwungen werden, frei zu handeln. Doch mit dieser Art Unsinn haben ganze Kulturen und Zivilisationen sich selbst betrogen. Ihre Mitglieder, die den inneren Widerspruch nicht erkannten, wurden ihr ganzes Leben lang von dem Gedanken verfolgt, dass die individuelle Existenz ein Problem und eine Qual sei – eine Lebensform, in der man zu ständiger Frustration verdammt ist. Das Ich-Empfinden

ist von Grund auf verdrießlich und langweilig. Wo wird es noch deutlicher als in solchen alltäglichen Redewendungen wie: »Ich muss von mir selber loskommen«, »Du solltest etwas tun, was dich von dir selbst ablenkt« oder »Ich lese, um mich zu vergessen«? Deshalb auch der Fanatismus und die Rauschmittel – religiöser und politischer Fanatismus, Sexhunger, die Nazis, der Ku-Klux-Klan, die Hell's Angels, der Circus Maximus, die öde Faszination des Fernsehens, Hexenerbrennungen, Mickey Spillane und James Bond, Alkoholrausch, die Aufputschmittel, die Bildzeitung, die Jugendbanden – die, so wie die Dinge stehen, die notwendigen Sicherheitsventile und Linderungsmittel für menschliche Wesen sind, deren tatsächliche Existenz in widersprüchlicher und abwertender Form definiert worden ist.

Abschließend sei vermerkt, dass im Spiel des Lebens, so wie der Westmensch es seit hundert Jahren »spielt«, der Schwerpunkt weniger auf das Praktische, das Ergebnis, den Fortschritt und die aggressive Grundeinstellung gelegt werden müsste. Aus diesem Grund habe ich über die kontemplative Betrachtung gesprochen, aber davon abgesehen, sie auf Grund ihrer praktischen Anwendungsmöglichkeiten und Konsequenzen zu rechtfertigen. Was immer für die Chinesen und die Hindus richtig sein mag, es ist an der Zeit, dass wir erkennen, dass die Zukunft eine dem Zugriff sich ständig entziehende Fata Morgana ist, und dass wir unsere ungeheuren Energien und technischen Möglichkeiten auf die Kontemplation und nicht

auf das Handeln ausrichten. Wie wenig wir auch heute mit der Logik und den Metaphern eines Aristoteles übereinstimmen mögen, wir sollten ihn respektieren, weil er uns daran erinnert, dass das Ziel des Handelns immer das Betrachten ist – Wissen und Sein statt Suchen und Werden.

So wie es jetzt aber steht, verschlingen wir unser Leben, stopfen wir unverdaute Erfahrungen, so schnell wie wir nur können, in uns hinein, weil das Bewusstsein unserer eigenen Existenz so oberflächlich und so eng ist, dass nichts uns mehr anzuöden scheint als das einfache Sein. Wenn ich jemanden frage, was er gestern getan, gesehen, gehört, gerochen, berührt und geschmeckt hat, werde ich von ihm wahrscheinlich nur eine grobe Beschreibung einiger weniger Dinge bekommen, an die zurückzudenken dem Betreffenden der Mühe wert zu sein scheint. Ist es dann noch erstaunlich, dass eine in dieser Art erlebte Existenz so öde und leer erscheint, dass der Hunger nach einer unendlichen Zukunft unersättlich ist? Aber angenommen, der Betreffende könnte auf meine Frage antworten: »Es würde eine Ewigkeit dauern, bis ich dir alles erzählt habe, und ich bin viel zu sehr an dem interessiert, was jetzt geschieht« –, wie ist es möglich, dass ein Wesen mit solchen feinen Juwelen wie den Augen, solch zauberhaften Musikinstrumenten wie den Ohren und einer so großartigen Arabeske aus Nerven wie dem Gehirn sich selber als irgendetwas Geringeres als einen Gott erleben kann? Wenn man dann noch

berücksichtigt, dass dieser unendlich subtile Organismus von den noch zauberhafteren Gebilden und Mustern seiner Umgebung, von den winzigsten elektrischen Phänomenen bis hin zu all den Milchstraßen, nicht zu trennen ist – wie soll man dann noch begreifen, dass diese Inkarnation alles Ewigen sich vom Sein angeödet fühlen kann?





## 6

### ES

Echter Humor ist Lachen über sich selbst, echtes Menschsein ist Bewusstsein von sich selbst. Lebewesen mögen zwar lieben und lachen, sprechen und denken, doch es scheint als Einziges den Menschen vorbehalten, zu reflektieren. Sie denken über ihr Denken nach und wissen, dass sie wissen. Wie andere Rückmeldesysteme auch kann dies, wenn es nicht richtig gehandhabt wird, zu Teufelskreisen und Verwirrungen führen, doch erst durch das Bewusstsein des eigenen Selbst wird die menschliche Erfahrung resonant. Es verleiht allem, was wir fühlen und worüber wir nachdenken, das gleichzeitige »Echo«, so wie eine Violine zum Klang ihrer Saiten vibriert. Es verschafft allem, was sonst seicht und schal wäre, Tiefe und Substanz.

Selbsterkenntnis führt dazu, dass wir staunen, und aus diesem Staunen erwachsen Neugier und Nachforschung, so dass sich die Leute für nichts mehr interessieren als für Leute, auch wenn es nur die eigene Person ist. Jeder in-

telligente Mensch möchte wissen, wie er funktioniert, und ist fasziniert und frustriert zugleich, wenn er auf die Tatsache stößt, dass die eigene Person am schwierigsten zu erfassen ist. Der menschliche Organismus besitzt offensichtlich im Verhältnis zu allen anderen Organismen den höchsten Grad an Komplexität, und während man einerseits den Vorteil genießt, den eigenen Organismus so intim – nämlich von innen – zu kennen, hat man andererseits auch den Nachteil, dass man ihm zu nahe ist, um ihn jemals wirklich erfassen zu können. Nichts entzieht sich der bewussten Betrachtung so sehr wie das Bewusstsein selbst. Deshalb nannte man paradoxerweise den Grund alles Bewussten das Unbewusste.

Die Menschen, die wir am liebsten als primitiv und unsensibel bezeichnen möchten, sind einfach diejenigen, die nichts Faszinierendes am Menschsein zu finden scheinen; ihr menschliches Wesen ist nicht vollständig, weil sie nie darüber gestaunt haben. Auch scheint denen etwas zu fehlen, die nichts Faszinierendes am *Sein* empfinden. Man könnte sagen, dies wäre das durch den Beruf bedingte Vorurteil eines Philosophen – dass mit den Leuten etwas nicht stimmt, die keinen Sinn für das Metaphysische haben. Aber jeder, der überhaupt denkt, ist automatisch ein – guter oder schlechter – Philosoph, denn man kann nicht denken ohne Prämissen, ohne grundlegende (und in diesem Sinn metaphysische) Annahmen darüber, was vernünftig ist, wie man ein gutes Leben führt, was Schönheit und was Freude ist. Solche Annahmen – be-

wusst oder unbewusst – zu hegen heißt philosophieren. Der Mensch, der sich selber als »praktisch orientiert« bezeichnet und die Philosophie nur für einen Haufen dummes Geschwätz hält, ist selbst ein Pragmatiker oder ein Positivist, und obendrein noch ein schlechter, weil er über seinen geistigen Standort noch nicht nachgedacht hat.

Wenn der menschliche Organismus faszinierend ist, dann ist es seine Umwelt ebenso, und zwar die Umwelt nicht lediglich im Sinne einer Ansammlung von bestimmten Dingen und Ereignissen. Der Chemiker, der Biologe, der Geologe und der Astronom sind fasziniert von Einzelheiten unserer Umwelt, doch die Metaphysik ist Faszination vom Ganzen. Ich kann mir nahezu unmöglich einen einigermaßen feinfühligem Menschen vorstellen, der sich nicht über letzte Gründe und Zusammenhänge Gedanken macht, der nicht diesen wunderbaren Drang in sich verspürt, eine Frage zu stellen, die sich nicht so recht formulieren lässt. Wenn, wie wir argumentiert haben, das einzig wahre Atom das Universum ist (wie Teilhard de Chardin sagt) und das einzige wahre Ding alles, was ist es dann?

Doch in dem Augenblick, wo ich die Frage gestellt habe, muss ich sie schon in Frage stellen. Welche Antwort könnte man auf eine solche Frage überhaupt geben? Normalerweise antwortet man auf die Frage: »Was ist es?« damit, dass man das den Gegenstand der Frage bildende Ding oder Ereignis in eine Klasse einordnet, also

beispielsweise erwidert: »Ein Tier«, »ein Gemüse« oder »ein Stein«, ein »fester«, »flüssiger« oder »gasförmiger« Körper, oder ein »laufendes«, »springendes« oder »gehendes« Wesen. Doch in welche Klasse lässt sich *alles* einordnen? Was kann man über *alles* sagen? Definieren heißt einschränken, Grenzen setzen, Vergleiche ziehen und Gegensätze aufstellen, daher scheint sich das Universum, das Alles, einer Definition zu entziehen. An diesem Punkt kommen offensichtlich die absoluten Grenzen unseres Verstandes zum Vorschein, und man kann jetzt sehr wohl das Argument bringen, dass es ein Missbrauch des Verstands sei, eine solche Frage zu stellen. Wie niemand, der alle seine Sinne beisammen hat, die Tagesnachrichten in einem Wörterbuch suchen würde, so würde niemand die Sprache und das Denken benutzen, um das herauszufinden, was unaussprechlich und undenkbar ist. Rein logisch gesehen hat also die Frage: »Was ist das alles?« keinen Sinn, so tiefgehend sie auch zu sein scheint. Wittgenstein meinte, dass Menschen, die solche Fragen stellen, unter einer Beeinträchtigung ihres Intellekts leiden würden, die man mit philosophischer Therapie kurieren könnte. Sich philosophisch betätigen heißt nach seiner Auffassung über das Denken in einer solchen Weise zu denken, dass man zwischen wirklichem Denken und Unsinn unterscheiden kann.

Doch die nicht anfechtbare Logik befreit nicht von dem Wissensdrang, der sich – wenn auch am falschen Ort – in dieser Frage ausdrückt. Wie ich schon zu Anfang sagte, es

ist einfach unglaublich seltsam, dass überhaupt etwas geschieht. Doch wie kann ich dieses Gefühl in die Form einer vernünftigen Frage bringen, auf die sich eine zufriedenstellende Antwort finden lässt? Vielleicht ist der Witz an der Sache der, dass ich nicht nach einer *verbalen* Antwort suche, ebenso wenig wie ich, wenn ich nach einem Kuss frage, nicht ein Stück Papier mit den Worten »Ein Kuss« haben möchte. Die metaphysische Frage macht vielmehr das Streben nach einer Erfahrung, einer Vision, einer Offenbarung deutlich, in der sich ohne Worte erklärt, warum das Universum existiert und was es ist – so wie im Liebesakt zum Ausdruck kommt, warum es Mann und Frau gibt. Man könnte also sagen: Die beste Antwort auf die Frage: »Was ist das alles?« lautet: »Sieh dich um und schau es dir an!« Doch die Frage impliziert fast immer auch eine Suche nach etwas, was allem *zu Grunde liegt*, nach einer Einheit, die sich mit unserem normalen Denken und Fühlen nicht erfassen lässt. Das Denken und das Fühlen sind analytisch und selektiv, die Welt erscheint uns deshalb lediglich als eine Vielfalt von Dingen und Ereignissen. Der Mensch hat also einen »metaphysischen Instinkt«, der durch die offenkundige Vielfalt der Dinge und Ereignisse nicht befriedigt wird.

Was garantiert uns, dass durch die fünf Sinne alle Möglichkeiten unserer Erfahrung erschöpft sind? Sie vermitteln uns lediglich unsere aktuelle Erfahrung, unser menschliches Wissen um Tatsachen und Ereignisse. Wie es

Lücken zwischen den einzelnen Fingern gibt, so gibt es auch Lücken zwischen unseren Sinnen. In diesen Lücken ist das Dunkel, in dem sich der Zusammenhang zwischen den Dingen verbirgt... Dieses Dunkel ist die Ursache für unsere vagen Ängste und Befürchtungen, aber auch die Heimstätte der Götter. Sie allein sehen die Zusammenhänge, die gesamte Bedeutung jedes einzelnen Ereignisses, das, was nur in Bruchstücken zu uns dringt, die »Zufälle«, die nur in unseren Köpfen, in unserer beschränkten Wahrnehmung existieren.\*

Der Mensch ist sich also intuitiv sicher, dass die ganze Vielfalt von Dingen und Ereignissen zu irgendetwas in Beziehung steht wie Reflektionen zu einem Spiegel, Töne zu einer schwingenden Membran, Licht und Farben zu einem Diamanten oder die Worte und die Musik eines Liedes zu dem Sänger, der es singt. Das liegt vielleicht daran, dass der Mensch selber ein einheitlicher Organismus ist und dass sich – bedingt durch sein Nervensystem – alle Dinge und Ereignisse in ihm quasi »vereinigen«. Welche Einheit liegt aber allem – einschließlich dem Bewusstsein der Vielfalt von Dingen und Ereignissen – zu Grunde?

Dieses mysteriöse Etwas ist mit den Bezeichnungen Gott, das Absolute, Natur, Substanz, Energie, Weltall,

---

\* Idris Parry: »Kafka, Rilke and Rumpelstiltskin«. *The Listener*, British Broadcasting Corporation, 2. Dezember 1965, S. 895.

Äther, Geist, Wesen, das Leere, das Unendliche belegt worden – alles Namen und Gedanken, die je nach den vorherrschenden geistigen Strömungen in ihrer Popularität und Achtbarkeit schwanken, je nachdem, ob man das Universum als sinnvoll oder sinnlos, übermenschlich oder untermenschlich, spezifisch oder vage betrachtet. Alle diese Bezeichnungen könnten als Unsinn abgetan werden, wenn der Begriff des »Urgrunds alles Seins« lediglich ein Produkt geistiger Spekulation wäre. Doch mit diesen Bezeichnungen will man oft auf den Inhalt einer lebendigen und nahezu konkret spürbaren Erfahrung hinweisen – auf die Erfahrung des »Eins-Seins« der Mystik, die sich – von nebensächlichen Unterschieden abgesehen – in nahezu allen Kulturen zu allen Zeiten findet. Diese Erfahrung ist die veränderte Empfindung des eigenen Selbst, über die ich im vorhergehenden Kapitel gesprochen habe, allerdings unter Verwendung von »naturalistischen« Begriffen und unter jeglichem Verzicht auf solche nebulösen Begriffe wie Geist, Seele oder Wesen.

Trotz der Tatsache, dass diese Erfahrung universell ist und dass sie mit eindrucksvoller Regelmäßigkeit in derselben Art und Weise beschrieben wird\*, wird sie von hart gesottenen Typen als eine verbreitet auftretende

---

\* Der Leser sei in diesem Zusammenhang auf die folgenden Bücher im Literaturhinweis am Schluss des Buches verwiesen: Bucke: *Die Erfahrung des kosmischen Bewusstseins*; James: *Varieties of Religious Experience*; und Johnson: *Watcher on the Hills*.



Halluzination mit charakteristischen Symptomen – vergleichbar einer Paranoia – betrachtet, die nichts zu unserem Verständnis des physikalischen Universums beiträgt. Ebenso wie wir nichts über »alles« sagen können, so argumentieren sie, können wir nichts über »alles« empfinden oder erfahren, weil alle unsere Sinne selektiv seien. Wir erfahren auf der Grundlage von Gegensätzen, wie wir auch in Gegensätzen denken. Etwas zu erfahren, was allen Erfahrungen zu Grunde liegt, wäre demnach vergleichbar mit dem Sehen des Anblicks dessen, was wir sehen, mit etwas, was allem Gesehenen gemeinsam ist. Mit welchen Farben und welchen Formen – außer mit den sich gegenseitig voneinander abhebenden Farben und Formen – könnten wir dieses Gemeinsame beschreiben? Doch die Metaphysik ist – wie auch die Philosophie als Ganzes – nicht etwas, wovon man einfach kuriert wird oder was man einfach aufgeben kann. Sie ist keine Krankheit des Geistes. In Wirklichkeit gehen die am stärksten gegen eine Metaphysik eingestellten Philosophen von einer stillschweigenden eigenen Metaphysik aus, die sich hinter der Behauptung versteckt, alle Erfahrung und alles Denken müssten sich auf der Grundlage von Klassen und den Gegensätzen bzw. den Vergleichen zwischen ihnen abspielen. Um es so einfach wie möglich auszudrücken: Ich kann nur etwas Sinnvolles über etwas Weißes sagen, weil ich die Farbe Weiß im Gegensatz zur Farbe Schwarz und im Vergleich zu den Farben Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau, Indigo und Violett kenne. Sinnvolle

Feststellungen über Hunde und Katzen sind nur möglich, weil sie organisch im Gegensatz zu anorganisch und Säugetiere im Gegensatz zu Beuteltieren sind und weil sie, auch wenn sie munter herumhüpfen, klar definierte Grenzen haben, die sie von der übrigen nicht hundehaften und nicht katzenhaften Welt trennen.

Doch die Grundannahme, dass alles Wissen nur auf der Basis von Gegensätzen möglich ist, ist so metaphysisch, wie eine solche Annahme nur sein kann. Formuliert man sie anders, nämlich: »Alles Wissen ist die Erkenntnis der wechselseitigen Beziehungen zwischen Sinneserfahrungen bzw. Dingen und Ereignissen«, kommt man einer sinnvollen Aussage über alles, nämlich: »Alle Dinge werden auf Grund ihrer Unterschiede und Ähnlichkeiten zueinander erkannt«, gefährlich nahe. Wird der Antimetaphysiker in diese Position gedrängt, dann kann man ihn – wenn auch mit lautem Protestgeschrei von seiner Seite auf eine noch tiefere metaphysische Ebene führen.

Die Aussage: »Alles ist Energie« enthält zugestandenermaßen nicht mehr Informationen als die Aussage: »Alles ist alles«. Um Energie beschreiben zu können, muss ich sie von Nicht-Energie oder Masse unterscheiden können. Gehe ich dann davon aus, dass »alles« auch Nicht-Energie – Masse, Raum oder was auch immer – mit einschließen soll, dann hat die Aussage: »Alles ist Energie« nicht nur keinen Informationswert, sondern ist auch Unsinn. Bestehen wir dann weiter darauf, dass Energie nur im Gegensatz zu Nicht-Energie erkannt und beschrieben wer-

den kann, dann ist das praktisch dasselbe, als würde ich sagen, Energie (oder Bewegung) manifestiere sich nur – oder, einfacher ausgedrückt, existiere nur – im Gegensatz zu etwas relativ Trägem. In diesem Fall hängt aber die Energie im Hinblick auf ihren energetischen Charakter von diesem Trägen ab und umgekehrt das Träge im Hinblick auf seinen trägen Charakter vom Energetischen. Diese Relativität oder gegenseitige Abhängigkeit kommt aber einer metaphysischen Einheit als Grundlage für Unterschiede so nahe wie wir nur irgend möglich. Manchmal habe ich gedacht, dass man alle philosophischen Dispute auf eine Auseinandersetzung zwischen »Klardenkern« und »Traumtänzern« zurückführen kann. Die »Klardenker« sind hart, rigoros und präzise, sie heben am liebsten die Unterschiede und die Trennung zwischen den Dingen hervor. Sie ziehen Partikel Wellen und die Diskontinuität der Kontinuität vor. Die »Traumtänzer« sind zart besaitete Romantiker, die große Verallgemeinerungen und Synthesen lieben. Sie heben die zu Grunde liegenden Einheiten hervor und neigen zu Pantheismus und Mystizismus. Als letzte Bestandteile der Materie kommen für sie eher Wellen als Partikel in Frage, und bei dem Gedanken an Diskontinuitäten beißen sie unwillkürlich ihre Zähne zusammen. Für die »Klardenker« sind die »Traumtänzer« ziemlich widerwärtige Figuren – undisziplinierte und vage Träumer, die die harten Tatsachen mit einem geistvollen Nebel überziehen, der das ganze Universum in ein »undifferenziertes ästhe-

tisches Kontinuum« (diesen Begriff verdanke ich Professor F.S.C. Northrop) zu versinken lassen droht. Doch die »Traumtänzer« halten ihre »klar denkenden« Kollegen für beseelte Skelette, für fleisch- und blutlose Klappergestelle, für ungeölte und ausgeleierte Mechanismen, denen innere Gefühle vollkommen abgehen. Jede Seite wäre ohne die andere hoffnungslos verloren, denn es gäbe dann nichts mehr, worüber man streiten könnte, niemand würde mehr wissen, wo er steht, und die ganze Philosophie käme zu einem Stillstand.

So wie die Dinge in der Welt der akademischen Philosophie jetzt stehen, haben die »Klardenker« in England und in den USA seit einiger Zeit die Oberhand. Mit ihrer Neigung zur linguistischen Analyse, zur mathematischen Logik und zum wissenschaftlichen Empirismus haben sie der Philosophie den Charakter einer Wissenschaft verliehen, die Bibliothek des Philosophen oder sein Refugium in den Bergen in etwas umzuwandeln begonnen, was mehr an ein Laboratorium erinnert, und würden – wie William Earle sagte – zur Arbeit in weißen Kitteln erscheinen, wenn sie meinten, damit den Vogel abzuschießen. Die Fachzeitschriften sind jetzt ebenso ungenießbar wie Abhandlungen über mathematische Physik, die Streitfragen so winzig wie ein Tierchen unter dem Mikroskop des Biologen. Durch den weitgehenden Sieg über die »Traumtänzer« ist die Philosophie als Disziplin beinahe abgeschafft worden, denn wir sind nahe an den Punkt gerückt, wo die philosophischen Abteilungen schließen und

die restlichen Mitglieder der Fakultät in die mathematische und die linguistische Abteilung abwandern.

Historisch gesehen ist das vermutlich der äußerste Schwingungspunkt des geistigen Pendels, durch das das vollautomatische Modell des Universums in Mode kam, stehen wir jetzt am Extrem des Zeitalters der Analyse und der Spezialisierung, in dem sich unsere Vision des Universums in der überwältigenden Komplexität seiner Einzelheiten verloren hat.\* Doch durch einen Prozess, den C.G. Jung »Enantiodromia« nannte, ist mit jeder extremen Position der Punkt erreicht, ab dem der Prozess in

---

\* Die akademische Philosophie verpasste ihre einmalige Chance 1921, als Ludwig Wittgenstein zum ersten Mal seinen *Tractatus Logico-Philosophicus* veröffentlichte, der mit den folgenden Worten endete: »Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen lässt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat –, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, dass er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat. Diese Methode wäre für den anderen unbefriedigend – er hätte nicht das Gefühl, dass wir ihn Philosophie lehrten –, aber sie wäre die einzig streng richtige. Meine Sätze erläutern dadurch, dass sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.) Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.« (*Tractatus logico-philosophicus*, Abschnitte 6.53, 6.54 und 7, Edition Suhrkamp, 1979, S. 115). Das war der entscheidende Augenblick, wo alle akademischen Philosophen hätten innehalten können und die philosophische Disziplin auf das Niveau der reinen Betrachtung nach der Art der Meditationspraktiken der Zen-Buddhisten hätten heben können. Aber sogar Wittgenstein fuhr weiter fort, zu sprechen und zu schreiben, denn welche Möglichkeit hätte ein Philosoph sonst, der Welt zu zeigen, dass er arbeitet und nicht müßig in den Tag hineinlebt?

die Gegenrichtung umzuschwenken beginnt, was öde und durch die ständige Wiederholung entnervend sein kann, wenn man nicht erkennt, dass gegenteilige Extreme polar sind und jeder Pol für den anderen notwendig ist. Es gibt keine »Klardenker« ohne »Traumtänzer« und keine »Traumtänzer« ohne »Klardenker«.

Um in der Philosophie woanders hinzugelangen und nicht nur vor- und zurückzugehen oder sich im Kreis zu bewegen, muss man ein ausgeprägtes Empfinden für die *korrelative Betrachtungsweise* haben. Dies ist ein Terminus technicus für das grundlegende Verstehen des Schwarz/Weiß-Spiels, wonach man alle expliziten Gegensätze als implizit miteinander verbunden erkennt – korrelativ in dem Sinn, dass sie miteinander einhergehen und nicht getrennt voneinander existieren können. Dies – und nicht ein ständig fortschreitendes Auflösen von Unterschieden in einen Universalnebel – ist die metaphysische Einheit, die der Welt zu Grunde liegt. Denn diese Einheit ist nicht nur Einheit im Gegensatz zu Vielfalt, da diese beiden Begriffe selber in polarem Verhältnis zueinander stehen. Diese Einheit oder Untrennbarkeit von einem und vielem wird deshalb in der Vedanta-Philosophie als »Nicht-Zweiheit« (advaita) bezeichnet, um den Unterschied zu simpler Einförmigkeit hervorzuheben. Es stimmt zwar, dass dieser Begriff sein Gegenteil hat, nämlich »Zweiheit«, denn insofern jeder Begriff eine Klasse bezeichnet, ein geistiges Schubfach, hat jede Klasse auch ein Außen, das zu ihrem Inhalt einen Pol bildet. Aus die-

sem Grund kann die Sprache ebenso wenig über die Zweiheit hinausgehen, wie Bilder oder Fotografien auf einer flachen Oberfläche mehr als zwei Dimensionen haben können. Doch auf Grund der Konvention werden bestimmte zweidimensionale Linien, die auf einen »Fluchtpunkt« hin zulaufen, als stellvertretend für die dritte Dimension der Tiefe aufgefasst. Entsprechend begreift man den dualistischen Ausdruck »Nicht-Zweiheit« als stellvertretend für die »Dimension«, in der explizite Unterschiede implizit eins sind.

Anfangs ist es nicht einfach, die korrelative Betrachtungsweise beizubehalten. In den Upanishaden wird sie als der Pfad auf der Kante einer Rasierklinge beschrieben, als ein Balanceakt auf der dünnsten aller Linien. Für die gewöhnliche Betrachtungsweise gibt es nichts »zwischen« Klassen und Gegensätzen. Das Leben ist eine Reihe von dringenden Entscheidungen, die eine feste Verpflichtung gegenüber diesem oder jenem erfordern. Die Materie ist der Inbegriff alles Gegenständlichen und der Raum der Inbegriff alles Nicht-Gegenständlichen, des Nichts. Jede Gemeinsamkeit zwischen diesen beiden scheint unvorstellbar, es sei denn, man nimmt unser eigenes Bewusstsein oder unseren Geist, und dieser gehört zweifellos auf die Seite der Materie – immerwährend bedroht vom Nichts. Doch wenn man seinen Standpunkt ein klein wenig verändert, erscheint nichts einleuchtender als die gegenseitige Abhängigkeit der Gegensätze. Aber wer kann das schon glauben?

Ist es wirklich möglich, dass mein Selbst, meine Existenz, Sein und Nichtsein gleichermaßen umfasst, so dass der Tod lediglich als das »Aus«-Intervall in einem Pulsieren von An/Aus aufzufassen ist, ein Pulsieren, das ewig sein muss, da jede Alternative zu diesem Pulsieren (beispielsweise seine Abwesenheit) zu seiner Zeit seine Gegenwart impliziert? Ist es demnach begreiflich, dass ich im Grunde eine ewige Existenz bin, die vorübergehend und vielleicht unnötig von der einen Hälfte von sich selber erschreckt wird, weil sie diese eine Hälfte mit ihrem Ganzen gleichsetzt? Wenn ich mich nur für Schwarz oder Weiß entscheiden kann, muss ich mich so der weißen Seite verpflichten, dass ich nicht beiden Seiten gerecht werden kann, indem ich das Spiel Schwarz-Weiß spiele, mit der stillschweigenden Erkenntnis, dass keine Seite gewinnen kann? Oder ist das Ganze nur eine Spielerei mit den formalen Beziehungen zwischen Worten und Begriffen, die zu meiner physischen Situation überhaupt keinen Bezug hat?

Um die letzte Frage positiv zu beantworten: Ich sollte tatsächlich der Auffassung sein, dass die Logik des Denkens sehr willkürlich ist – dass sie eine rein menschliche Erfindung ohne jede Grundlage im physikalischen Universum ist. Es stimmt zwar, wie ich schon gezeigt habe, dass wir logische Muster (Netze, Gitter u. dgl.) auf die unübersichtliche physikalische Welt projizieren – was verwirrend sein kann, wenn wir uns dessen nicht bewusst sind –, doch diese logischen Muster kommen nicht von



*außerhalb* dieser Welt. Sie haben etwas mit der Gestaltung des menschlichen Nervensystems zu tun, das zweifellos in dieser Welt und aus ihr hervorgegangen ist. Ich habe weiter gezeigt, dass die korrelative Betrachtungsweise im Hinblick auf die Beziehung zwischen Organismus und Umgebung weitaus besser mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaften vereinbar ist als unsere archaische und vorherrschende Auffassung, das Selbst sei etwas, was einer fremden und von ihm getrennten Welt gegenüberstehe. Um die Verbindungen zwischen der menschlichen Logik und dem physikalischen Universum zu lösen, müsste ich auf den Mythos zurückkommen, dass das Ich einem isolierten und unabhängigen Beobachter entspricht, für den die übrige Welt außerhalb von ihm existiert und etwas absolut »anderes« ist. Weder die Neurologie, noch die Biologie, noch die Soziologie könnten dem zustimmen.

Wenn andererseits das Selbst und das Andere, Subjekt und Objekt, Organismus und Umgebung, Pole eines einzigen Dahinfließens sind, dann ist DAS meine wahre Existenz. So heißt es auch in den Upanishaden: »Das ist das Selbst. Das ist das Wirkliche. Das bist du!« Aber ich kann nichts über DAS - oder wie ich es zukünftig nennen werde: ES - denken oder sagen, wenn ich nicht auf die Konvention der dualistischen Sprache zurückgreife, so wie Fluchtlinien benutzt werden, um auf einer flachen Oberfläche den Eindruck der Tiefe zu erwecken. Was jenseits der Gegensätze liegt, muss – wenn überhaupt -

mit Hilfe von Gegensätzen artikuliert werden, und das heißt mit Hilfe der Sprache der Analogien, Metaphern und Mythen.

Die Schwierigkeit besteht nicht nur darin, dass die Sprache dualistisch ist, insofern als die Worte Zeichen für einander ausschließende Klassen sind. Das Problem betrifft den Umstand, dass ES so sehr meine bisherigen Vorstellungen von dem, was ich bin, übersteigt, so zentral und grundlegend für meine Existenz ist, dass ich ES nicht zum Objekt machen kann. Es gibt keine Möglichkeit, außerhalb von ES zu stehen, es ist in der Tat auch nicht notwendig, denn solange ich mich bemühe, ES zu begreifen, impliziere ich, dass ES in Wirklichkeit nicht mein Selbst ist. Wäre es möglich, dann würde ich den Sinn dafür verlieren, indem ich versuchen würde, ES zu finden. Aus diesem Grund sagt aber auch wirklich ein jeder, der wirklich weiß, dass er ES ist, dass er ES nicht versteht, denn ES versteht das Verstehen – nicht umgekehrt. Man kann nicht – und braucht auch nicht – tiefer als tief zu gehen!

Doch die Tatsache, dass sich ES jeder Beschreibung entzieht, darf nicht, wie es so häufig geschieht, mit der Beschreibung von ES verwechselt werden, wonach ES die luftigste aller Abstraktionen ist, ein buchstäblich transparentes Kontinuum oder ein gleichförmiges kosmisches gelatineartiges Gebilde. Die konkreteste Vorstellung von Gott als Vater mit weißem Bart und goldenem Gewand ist da immer noch besser. Doch westliche Studenten der öst-

lichen Religionen und Philosophien beschuldigen Hindus und Buddhisten hartnäckig, sie glaubten an einen gelatineartigen Gott ohne Merkmale, nur weil die Buddhisten betonen, dass jeder Begriff oder jede objektive Vorstellung von ES leer ist. Doch der Begriff »leer« bezieht sich auf alle solche Begriffe, nicht auf ES.

Wer jedoch über ES sprechen und über ES nachdenken will, hat keine andere Alternative, als Bilder und Begriffe zu verwenden. Das ist so lange nichts Unrechtes, als wir uns dessen bewusst sind, was wir tun. Die Bilderverehrung ist nicht die Benutzung von Bildern, sondern ihre Verwechslung mit dem, für was sie stehen. In diesem Sinne können deshalb geistige Vorstellungen und Abstraktionen heimtückischer sein als Götzenbilder aus Bronze.

Wahrscheinlich sind Sie, der Leser, in einer Kultur großgezogen worden, in der seit Jahrhunderten die dominierende Vorstellung von ES ein Gottvater ist, zu dem das persönliche Fürwort Er gehört, weil Es zu unpersönlich erscheint und Sie natürlich minderwertiger wäre. Ist diese Vorstellung noch brauchbar, und zwar als funktionaler Mythos, um zu einer Übereinkunft über das Leben und seine Bedeutung für alle die verschiedenen Völker und Kulturen zu gelangen?

Offen gesagt, ist diese Vorstellung von Gott als Vater lächerlich geworden – es sei denn, man liest Thomas von Aquin, Martin Buber oder Paul Tillich und ist sich dessen bewusst, dass man ein frommer Jude oder Christ

sein kann, ohne an den himmlischen Vater zu glauben. Aber auch dann ist es noch schwierig, sich der Gewalt dieser Vorstellung zu entziehen, denn Vorstellungen beherrschen unsere Gefühle stärker als Begriffe. Als frommer Christ betet man beispielsweise Tag für Tag: »Vater unser, der du bist im Himmel«, und schließlich ist man so weit: Man hat zu ES eine emotionale Beziehung wie zu einem idealisierten Vater entwickelt – männlich, liebevoll, aber auch streng, und ein persönliches Wesen, das ganz anders als man selber ist. Offensichtlich muss man ganz anders als Gott sein, solange man sich selbst als das isolierte Ich begreift, doch wenn wir erkennen, dass diese Form der Identität lediglich eine soziale Einrichtung ist, noch dazu eine, die als Lebensspiel nicht mehr brauchbar ist, dann ist die scharfe Trennung zwischen dem eigenen Selbst und der letzten Wahrheit nicht mehr relevant.

Die jüngeren Mitglieder unserer Gesellschaft befinden sich außerdem schon seit einiger Zeit in einer immer stärker werdenden Auflehnung gegen die väterliche Autorität und gegen Vater Staat. Das Zuhause in einer industriellen Gesellschaft ist hauptsächlich eine Schlafstätte, der Vater arbeitet nicht dort, was zu dem Ergebnis führt, dass Frau und Kinder an seinem Beruf nicht teilhaben. Er ist lediglich eine Figur, die Geld nach Hause bringt, und nach der Arbeitszeit soll er seinen Job vergessen und Spaß haben. In Geschichten, Zeitschriften, im Fernsehen und in populären Witzzeichnungen wird

»Papi« deshalb als unfähiger Clown dargestellt, und dieses Bild hat etwas für sich, denn Papi ist darauf hereingefallen, dass die Arbeit einfach etwas ist, womit man Geld macht, und dass man mit Geld alles kriegen kann, was man will.

Kein Wunder, dass immer mehr Universitätsstudenten in Papis Welt nicht mehr mitspielen wollen und alles tun, um nicht in den sinnlosen Wettkampf eines Verkäufers, Pendlers, Beamten oder Geschäftsführers mit einbezogen zu werden. Auch mitten im Beruf stehende Leute – Architekten, Ärzte, Rechtsanwälte, Minister und Professoren – haben nicht zu Hause gelegene Büros und kommen dadurch, dass sich die Forderungen der Familie immer mehr auf das Finanzielle beschränken, in immer stärkere Versuchung, sogar ihren Urlaub als Möglichkeit zum Geldverdienen anzusehen. All das wird noch durch die Tatsache verschlimmert, dass Eltern nicht mehr ihre eigenen Kinder erziehen. Das Kind wächst also nicht mit einem Verständnis oder einer Begeisterung für die Arbeit seines Vaters auf. Stattdessen wird es zu einer personell unterbelegten Schule geschickt, die größtenteils von Frauen geleitet wird, die unter diesen Umständen nicht mehr als eine Massenerziehung bieten können, durch die das Kind auf alles und nichts vorbereitet wird. Es hat aber überhaupt keine Beziehung zum Beruf seines Vaters.

Gleichzeitig mit dieser Abwertung des Vaters gewöhnen wir uns an eine so rätselhafte und eindrucksvolle

Konzeption des Universums, dass selbst die überragendste Vaterfigur für eine Erklärung dessen, was das Universum am Laufen hält, nicht mehr ausreicht. Das Problem besteht aber dann darin, dass wir uns absolut kein Bild machen können, das das Menschenbild übertrifft. Wenige von uns haben jemals einen Engel getroffen und würden deshalb auch keinen erkennen, wenn sie ihm begegneten. Unsere Vorstellungen von einem unpersönlichen oder überpersönlichen Gott sind hoffnungslos subhuman – eine gallertartige Masse, diffuses Licht, homogenisierter Raum oder ein gewaltiger elektrischer Strom. Unsere Vorstellung vom Menschen ändert sich aber, je klarer es wird, dass ein menschliches Wesen mehr ist als lediglich sein physischer Organismus. Mein Körper ist auch meine gesamte Umwelt, und die muss in Billionen Lichtjahren gemessen werden.

Bisher haben Dichter und Philosophen oft die riesige Ausdehnung und das unermessliche Alter des Universums als Vorwand für Gedanken über die Nichtigkeit des Menschen genommen, wobei sie vergaßen, dass der Mensch mit seinem »wunderbaren Webstuhl, dem Gehirn« genau dasjenige Wesen ist, das dieses immense elektrische Pulsieren in Licht und Farbe, Form und Klang, groß und klein, hart und schwer, kurz und lang umwandelt. Die Welt erkennen heißt die Welt vermenschlichen, und wenn wir im Laufe ihrer Entdeckung über ihre Dimensionen und ihre Komplexität in Staunen geraten, dann sollten wir ebenso über die Tatsa-

che staunen, dass wir ein Gehirn haben, um sie wahrzunehmen.

Bisher wurde uns aber beigebracht, dass wir für unser Gehirn nicht wirklich verantwortlich sind. Wir wissen nicht (d.h. können nicht mit Worten oder Zahlen ausdrücken), wie es konstruiert werden kann, und es hat deshalb den Anschein, dass das Gehirn und der Organismus als Ganzes ein geniales Vehikel ist, das uns »gegeben« wurde, oder ein unheimlicher Irrgarten, in dem wir vorübergehend gefangen sind. Mit anderen Worten: Wir akzeptierten eine Definition unseres Selbst, in der das Selbst auf den Ursprung und die Grenzen unserer bewussten Aufmerksamkeit beschränkt wurde. Diese Definition ist in beklagenswerter Weise nicht ausreichend, denn wir wissen sehr wohl, wie wir neue Gehirne und Augen, Ohren und Finger, Herzen und Knochen machen können, genau wie wir wissen, wie wir gehen und atmen, denken und sprechen können – wir können es nur nicht in Worte fassen. Worte sind für die Beschreibung solcher Dinge zu langsam und zu schwerfällig, und die bewusste Aufmerksamkeit ist viel zu eng, um allen Einzelheiten dieser Dinge folgen zu können.

Wenn man einem Mädchen sagt, wie gut es aussieht, dann wird man häufig Folgendes zu hören bekommen: »Das ist ja wieder typisch Mann! Sie sehen immer nur den Körper. Gut, ich sehe nun einmal gut aus, aber das ist nur ein glücklicher Zufall, weil ich ja meinen Körper meinen Eltern verdanke. Ich möchte um meiner selbst willen be-

wundert werden, nicht wegen meines Äußeren«. Armes kleines Ding! Sie sagt lediglich, dass sie mit ihrer eigenen erstaunlichen Weisheit und Unbefangenheit den Kontakt verloren hat und wegen einiger trivialer Tricks, die sie mit ihrer bewussten Aufmerksamkeit machen kann, bewundert werden möchte. In dieser Situation sind wir alle, wir haben uns von unseren Körpern und aus dem ganzen Zusammenhang von Kräften gelöst, durch die die Körper geboren und damit zu Leben werden.

Doch wir können immer noch die Empfindung in uns wecken, dass dies alles auch das Selbst ist – freilich ein Selbst, das weit über die Vorstellung des Ich oder über den durch die Haut begrenzten menschlichen Körper hinausgeht. Dann erblicken wir das Selbst, wohin wir auch sehen, und die Vorstellung von diesem Selbst entspricht dem Universum mit seinem Licht und seinem Dunkel, seinen Körpern und seinen leeren Zwischenräumen. Das ist das neue Menschenbild, aber es bleibt ein Bild. Denn – um es mit dualistischen Worten auszudrücken – »dahinter«, »darunter«, »darum herum« und »in seinem Innersten« bleibt das ganze undenkbare ES, das sich in den sichtbaren Gegensätzen von Wellenkamm und Wellental, Körper und Raum polarisiert. Doch das Seltsame an der Sache ist, dass dieses ES – so wenig es sich auch begreifen lässt – keine schale Abstraktion ist: Es ist ganz einfach und in Wirklichkeit der Einzelne selbst.

Um an dieser Stelle einen chinesischen Zen-Meister zu zitieren: An diesem Augenblick bleibt einem nichts ande-



res übrig, als von Herzen zu lachen! James Broughton formulierte es so:

*Das ist Es  
und Ich bin Es  
und Du bist Es  
und so ist Das  
und Er ist Es  
und Sie ist Es  
und Es ist Es  
und Das ist Das. \**

Wahrer Humor ist in der Tat Lachen über sich selbst – über die Göttliche Komödie, jene großartige Täuschung, durch die man zu der Vorstellung gelangt, dass das, was der Mensch oder irgendein anderes Lebewesen ist, nicht auch zugleich alles ist. Diese Erkenntnis steckt uns die ganze Zeit »in den Knochen«, aber die bewusste Aufmerksamkeit, abgelenkt von Einzelheiten und Unterschieden, sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Der Haupttrick im Rahmen dieser Täuschung ist natürlich der Tod. Man betrachte den Tod als das ständige Ende des Bewusstseins, als den Punkt, an dem die eigene Person und das eigene Bewusstsein des Universums ein-

---

\* Aus: *The Bard and the Harper*, aufgenommen von James Broughton und Joel Andrews, LP-1013, produziert von Musical Engineering Associates, Sausalito, Kalifornien, 1965.

fach aufhören, und wo man so wird, als hätte man nie zuvor existiert. Man denke über den Tod auch einmal in viel größeren Dimensionen nach, über den Tod des Universums zu dem Zeitpunkt, an dem alle Energie erschöpft ist, wenn – wie einige Kosmologen sagen – die Explosion, die die Galaxien in das All geschleudert hat, ihre Kraft verliert. Es wird so sein, als wenn es niemals geschehen wäre; so war es natürlich, bevor es tatsächlich geschah. Wenn man gestorben ist, wird es entsprechend so sein wie zu der Zeit, bevor man empfangen wurde. Mit anderen Worten: Es war ein kurzes Aufleuchten, ein kurzes Aufleuchten des Bewusstseins oder ein kurzes Aufleuchten von Galaxien. Es geschah, auch wenn es nachher niemanden gibt, der sich daran erinnern wird.

Aber wenn, nachdem es geschehen und alles verschwunden ist, es genau so ist wie bevor es anfing (einschließlich der Möglichkeit, dass vorher nichts war), dann kann es wieder geschehen. Warum nicht? Andererseits könnte ich annehmen, dass es, nachdem es geschehen ist, nicht mehr so ist wie vorher. Vor der Explosion gab es die Energie, aber nachdem sich die Explosion erschöpft hat, blieb keine Energie mehr übrig. Die Energie war immer schon latent vorhanden. Dann erschöpfte sie sich in einer großen Explosion, und alles war vorbei. Man könnte eventuell die Vorstellung haben, dass das, was schon immer existiert hat, seiner selbst müde wurde, sich in einer Explosion auflöste und aufhörte zu existieren. Doch diese Vorstellung erscheint mir ausgefallener als der Ge-

danke, dass dieses Aufleuchten periodisch und rhythmisch ist. Es mag in immer neuer Form aufleuchten oder sich ständig wiederholen – das ist ziemlich egal. Wenn außerdem die Energie vor der Explosion schon *immer* latent vorhanden gewesen sein soll, dann kann ich mir schwerlich vorstellen, dass ein ganz bestimmter Zeitpunkt kommt, an dem sie sich erschöpft. Kann etwas halb ewig sein? Anders ausgedrückt: Kann ein Prozess, der keinen Anfang hatte, zu einem Ende kommen?

Ich nehme also an, dass ich mit meinem eigenen Tod vergessen werde, wer ich war, genauso wie meine bewusste Aufmerksamkeit nicht in der Lage ist, sich in Erinnerung zu rufen – wenn sie es jemals gewusst haben sollte –, wie meine Gehirnzellen und mein Adernsystem gebildet werden. Das bewusste Gedächtnis spielt in unserer biologischen Existenz nur eine geringe Rolle. Wie also meine Empfindung meines »Ich-Seins«, meines Am-Leben-Seins, einst ohne bewusste Erinnerung oder Absicht ins Leben gerufen wurde, so wird diese Empfindung immer aufs Neue erstehen, so wie das »innerste« Selbst – ES – in seinen Myriaden pulsierender Formen der Selbst/Anderes-Situationen erscheint, immer gleich und doch immer neu, ein Hier inmitten von Dort, ein Jetzt inmitten von Dann, als Eines inmitten von Vielem. Wenn ich vergesse, wie oft ich schon hier war und in wie vielen Formen, dann entspricht dieses Vergessen dem notwendigen Dunkel-Intervall zwischen jedem Pulsieren von Licht. Ich kehre in jedem Baby, das geboren wird, wieder.

Eigentlich wissen wir das alles schon. Die Leute sterben, und Babys werden geboren. Mit jedem dieser Babys wird wieder – wie es auch bei uns der Fall war – die Empfindung des »Ich« ins Leben gerufen. Die Erbmasse und die Umwelt sind jedes Mal eine andere, doch in jedem dieser Babys inkarniert sich dieselbe Erfahrung, im Mittelpunkt einer Welt zu stehen, die »anders« ist. Jedes Kleinkind kommt auf die Welt wie ich – ohne jegliche Erinnerung an eine Vergangenheit. Wenn ich also gestorben bin, kann es keine Empfindung, kein Durchleben eines Zustands des ständigen »Ich bin gewesen« geben. Die Natur »scheut das Vakuum«, und das Ich-Empfinden stellt sich wieder ein wie zuvor, egal, ob das Intervall nur zehn Sekunden oder Billionen von Jahren beträgt. Im Unbewussten währen alle Zeiträume nur den gleichen kurzen Augenblick.

Das ist eigentlich so einleuchtend, doch wir sperren uns dagegen, weil wir von dem Mythos beherrscht werden, dass das »Ich« auf diese Welt in einer Weise kommt bzw. aus dieser Welt in einer Weise herausgeworfen wird, als ob es überhaupt keine entscheidende Verbindung mit ihr hätte. Wir trauen deshalb dem Universum nicht, dass es wiederholt, was es bereits getan hat – dem »Ich« selber immer wieder angetan hat. Wir sehen das Universum als eine ewige Arena, in der der Einzelne nur ein Fremder ist, der vorübergehend auf Besuch ist, ein Besucher, der kaum hingehört, denn der dünne Strahl unseres Bewusstseins trifft nicht auf seinen eigenen Ursprung. Wir

schauen auf die Welt hinaus und vergessen dabei, dass die Welt sich selbst anschaut – mit unseren Augen und ihren Augen, denen des ES.

Ich habe gesagt, was ich sagen wollte. Vielleicht werden Sie – der Leser – einige Zeit brauchen und erst durch eine »Spätzündung« die volle Wirkung des Gelesenen zu spüren bekommen. Es dürfte nicht so leicht fallen, sich von den vielen Generationen zu erholen, in denen die Väter ihre Kinder mit den Worten klein gemacht haben: »Wage ja nicht, so zu denken! Du bist nur ein kleiner Emporkömmling, nur eine unbedeutende Kreatur, und du sollst lernen, auf dem Platz zu bleiben, wo du hingehörst!« Im Gegenteil, jeder Einzelne ist ES. Doch vielleicht versuchten die Väter, ihren Kindern, ohne es zu wissen, zu erklären, dass ES sein Spiel mit sich selbst gelassen betreibt. Man betritt nicht die Weltenbühne wie ES, weil man in Wirklichkeit ES ist. Wie ES zu sein, also Gott zu spielen, heißt das Selbst als eine Rolle spielen, die genau dem entspricht, was sie nicht ist. Wenn ES spielt, dann stellt es alles andere als sich selbst dar.

## Ausgewählte Literatur

*Bhagavadgita. Das heilige Buch des Hinduismus*, Hrsg. von Jack Hawley, Goldmann, 2002.

Norman O. Brown, *Life against Death: The Psychoanalytical Meaning of History*, Routledge & Kegan Paul; 1959.

Richard M. Bucke, *Die Erfahrung des kosmischen Bewusstseins. Eine Studie zur Evolution des menschlichen Geistes*, Aurum, 1975.

Trigant Burrow, *Science and Man's Behavior*, Philosophical Library, New York, 1953.

Wing-tsit Chan, *The Platform Scripture of the Sixth Patriarch*, St. John's University Press, New York.

S. P. R. Charter, *Man on Earth: A Preliminary Evaluation of the Ecology of Man*, Contact Edition, The Tides, Sausalito, Cal., 1962.

Alexandra David-Neel, *The Secret Oral Teachings in the Tibetan Buddhist Sects*, Maha-Bodhi Society, Calcutta.

Pierre Teilhard de Chardin, *Die Entstehung des Menschen*, Beck, 1976.

- John Dewey und Arthur F. Bentley, *Knowing and the Known*  
Beacon Press, Boston 1960.
- Georg Groddeck, *Das Buch vom Es*, Kindler, Geist und Psyche  
2040.
- René Guénon, *Introduction to the Study of the Hindu Doctrines*,  
Luzac, 1945.
- Aldous Huxley, *Island*, Chatto & Windus, 1962.
- William James, *The Varieties of Religious Experience*, Collins,  
1960.
- Raynor Carey Johnson, *Watcher on the Hills*, Hodder &  
Stoughton, 1959.
- C. G. Jung, *Erinnerungen, Träume, Gedanken*, Walter, <sup>8</sup>1976.
- J. Krishnamurti, *Gedanken zum Leben*, Bd. 1 und 2, Humata,  
<sup>2</sup>1973.
- Lin Yutang, *Weisheit des lächelnden Lebens*, Deutsche Verlags  
Anstalt, 1978.
- D. T. Suzuki, *Die große Befreiung. Einführung in den Zen-Bud-  
dhismus*, Fischer Taschenbuch, 1966, 1975.
- Raymond, H. Wheeler, *The Laws of Human Nature*, Nisbet,  
London, 1931.
- Lancelot Law Whyte, *The next Development in Man*, Cresset  
Press, 1944.
- Richard Wilhelm/C. G. Jung, *Das Geheimnis der Goldenen  
Blüte*, Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. Br., 1979.
- Ludwig Wittgenstein, *Tractatus Logico-philosophicus*, Suhr-  
kamp, 1970.
- John Z. Young, *Doubt and Certainty in Science*, Oxford Uni-  
versity Press, 1951.